

MATTHIAS A. DEUSCHLE

# Ernst Wilhelm Hengstenberg

*Beiträge  
zur historischen Theologie  
169*

---

**Mohr Siebeck**

Beiträge zur historischen Theologie

Herausgegeben von

Albrecht Beutel

169





Matthias A. Deuschle

# Ernst Wilhelm Hengstenberg

Ein Beitrag zur Erforschung des kirchlichen  
Konservatismus im Preußen des 19. Jahrhunderts

Mohr Siebeck

MATTHIAS A. DEUSCHLE, geboren 1970; Studium der evangelischen Theologie in Tübingen und Göttingen; 1999–2001 Vikariat; 2001 Ordination; 2005 Promotion; 2004–2010 wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Kirchengeschichte der HU Berlin, 2010 Habilitation; 2010/2011 Lehrstuhlvertretung an der Theologischen Fakultät der HU Berlin, seit 2011 Pfarrer in Herrenberg-Kuppingen.

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG WORT.

e-ISBN PDF 978-3-16-152110-2

ISBN 978-3-16-151732-7

ISSN 0340-6741 (Beiträge zur historischen Theologie)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Mohr Siebeck Tübingen. [www.mohr.de](http://www.mohr.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen gesetzt, auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Großbuchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

*Friederike*



## Vorwort

Die vorliegende Studie wurde im Sommersemester 2010 von der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin als Habilitationsschrift angenommen und anschließend für den Druck geringfügig überarbeitet. Aus beruflichen Gründen hat sich ihr Erscheinen etwas verzögert. Froh und dankbar gebe ich das Buch nun aus der Hand.

Daß es so weit kommen konnte, bedurfte der Unterstützung von vielen Seiten. An erster Stelle sei Frau Professor Dr. Dorothea Wendebourg genannt, die mich zu einem solchen Werk ermutigt, die erste Anregung gegeben und mich in allen Phasen unterstützt hat. Darüber hinaus hat sie mir als ihrem Assistenten immer ausreichend Freiheit für die eigene wissenschaftliche Arbeit eingeräumt. Dafür sowie für die Erstellung des Habilitationsgutachtens danke ich ihr von Herzen. Die weiteren Gutachten wurden von Herrn Professor Dr. Notger Slenczka und Herrn Professor Dr. Martin Ohst verfaßt. Ihnen und allen am Habilitationsverfahren Beteiligten gilt mein aufrichtiger Dank.

Ein wichtiger und überaus hilfreicher Gesprächspartner in der Zeit der Entstehung der Arbeit war mein Berliner Kollege und „Habilitationsbruder“, Herr Privatdozent Dr. Andreas Stegmann. Für die bereichernde und anhaltend gute Zusammenarbeit möchte ich mich an dieser Stelle bedanken.

Dank sei auch allen, die mich auf der Suche nach Quellenmaterial unterstützt haben: Herr Prälat Dr. Bernhard Felmberg hat in großzügiger Weise wertvolle Starthilfe und wichtige Hinweise gegeben. Das Special Collection Research Center der University of Chicago Library hat mir ein Stipendium für einen Kurzaufenthalt in Chicago gewährt, um die in Chicago verwahrte Bibliothek Hengstenbergs in Augenschein zu nehmen. Für die freundliche Unterstützung, die ich in Chicago erhalten habe, geht mein Dank insbesondere an Frau Direktorin Alice Schreyer und an Frau Julia Gardner. Dr. Ashley Null sage ich Dank, weil er mich auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht hat, und darüber hinaus für alle freundschaftliche Hilfe und Begleitung. Des weiteren haben mir bei der Quellensuche Herr Dr. Helmut Hengstenberg (Firma Hengstenberg, Esslingen), Herr Dr. Helmut Klumpjan (Gerlacharchiv, Erlangen) und Frau Pfarrerin Dr. Katharina Dang weitergeholfen.

Herr Dr. Klaus vom Orde und Herr Pfarrer Dr. Björn Slenczka haben sich mir mit ihrem kritischen Urteil als Erstleser zur Verfügung gestellt. Dafür sowie für die theologische Weggemeinschaft danke ich herzlich. Frau Cornelia

Schäfer M. A. hat mir beim Korrekturlesen geholfen, und in PC-Fragen wurde ich in bewährter Weise von Herrn Dipl.-Inform. Hans-Peter Diehl beraten. Vielen Dank dafür!

Für die Aufnahme in die Reihe und die freundliche Unterstützung bedanke ich mich bei Herrn Professor Dr. Albrecht Beutel. Den Mitarbeitern im Hause Mohr Siebeck, allen voran Herrn Dr. Henning Ziebritzki, Frau Jana Trispel und Frau Nadine Schwemmreiter-Vetter, danke ich nicht nur für die bewährte gute Zusammenarbeit, sondern vor allem auch für die Geduld, welche die letzten Schritte der Fertigstellung erforderten. Darüber hinaus gilt mein Dank denjenigen Institutionen, die mir großzügig Druckkostenzuschüsse zur Verfügung gestellt haben: Der Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG WORT hat den größten Teil übernommen. Aber auch die Zuschüsse der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Evangelischen Landeskirche in Württemberg – meiner Heimatlandeskirche – und der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz – meiner Wahlheimat für sechs Jahre – haben mich sehr gefreut, denn darin findet die mir so wichtige Verbindung von kirchlicher und akademischer Arbeit ihren sichtbaren Ausdruck.

Mehr als Dank sage ich meiner Familie und vor allem meiner Frau, Pfarrerin Friederike Deuschle. In unseren Berliner Jahren ist nicht nur der Umfang dieser Arbeit, sondern auch derjenige unserer Familie und der damit verbundenen Aufgaben angewachsen. Beides miteinander zu vereinen, stellte immer wieder vor Herausforderungen. Für den gemeinsamen Weg, den intensiven Austausch in allen Bereichen und den wunderbaren Zusammenklang im theologischen Denken bin ich überaus dankbar. Ihr sei dieses Buch gewidmet.

Nie hatte ich geplant, ein so umfangreiches Werk zu schreiben. Die Fülle des zu verarbeitenden Materials, der Mangel an Vorarbeiten und die Sperrigkeit des Hauptprotagonisten haben dazu beigetragen, daß ein dickes Buch entstanden ist. Ich setze aber darauf, daß sich auch jeder einzelne der vier Hauptteile für sich allein gewinnbringend lesen läßt. Wenn daraus Appetit auf mehr entsteht, dann soll es mir recht sein. Sperrige Persönlichkeiten, ob man sie mag oder nicht, laden zu Entdeckungen ein – die Kirche braucht sie zu allen Zeiten.

Herrenberg, am Erscheinungsfest 2013

Matthias A. Deuschle

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung . . . . .	1
Zum Stand der Forschung . . . . .	5
Zu dieser Arbeit und ihren Quellen . . . . .	19
1 Hengstenberg und die Erweckungsbewegung . . . . .	27
1.1 Bonn – Basel – Berlin . . . . .	27
1.2 Ankunft in Berlin: Universitätskarriere und Erweckungsbewegung . . . . .	51
1.3 Tholuck und Hengstenberg: verschiedene „Individualitäten“ – unterschiedliche Theologie . . . . .	60
1.3.1 Erfahrung und Offenbarung: Tholucks ‚Lehre von der Sünde und vom Versöhner‘ . . . . .	63
1.3.2 Offenbarung vor Erfahrung: Hengstenbergs Korrektur der Erweckungstheologie . . . . .	73
1.4 Hengstenberg als Erwecker . . . . .	81
EXKURS: Der evangelische Bücherverein . . . . .	92
1.5 Spätere Distanzierung? – Hengstenberg und der Pietismus . . . . .	98
2 Hengstenberg und die Theologie . . . . .	107
2.1 Theologie und Glaube . . . . .	110
2.1.1 Der Streit zwischen Neander und Hengstenberg über die Stellung der Theologie . . . . .	110
2.1.2 Konfessionelle Theologie? – Ein Hengstenbergbild von 1830 . . . . .	122
2.2 Auseinandersetzung mit Schleiermacher und dem „Prinzip der Subjektivität“ . . . . .	132
2.2.1 Die messianischen Weissagungen und das Alte Testament (1829) . . . . .	133
EXKURS: Wer war der Verfasser der Artikel über Schleiermacher? 2.2.2 Die Halben und der Ganze – Schleiermacher im Licht von D.F. Strauß (1836) . . . . .	142
2.2.3 Ob Schrift? Ob Geist? – das Erbe Schleiermachers (1845) . . . . .	146
2.2.4 Wider die Kanonisierung Schleiermachers (1869) . . . . .	151
2.2.5 Zusammenfassung . . . . .	171
2.3 Hengstenberg als Alttestamentler . . . . .	176
	179

2.3.1 Heilige Schrift. . . . .	183
2.3.1.1 Inspiration und Offenbarung. . . . .	183
2.3.1.2 Geschichte und heilige Geschichte. . . . .	197
2.3.2 Historische Forschung. . . . .	206
2.3.2.1 Kritische Forschung und Forschungskritik . . . . .	206
2.3.2.2 Apologetische Arbeiten . . . . .	216
2.3.3 Theologische Auslegung. . . . .	230
2.3.3.1 Übersicht über die Kommentare und ihre Eigenart. . . . .	230
2.3.3.1.1 Überblick . . . . .	230
2.3.3.1.2 Allgemeine Auslegungsgrundsätze . . . . .	232
2.3.3.2 Gegenwartrelevanz als Charakteristikum theologischer Auslegung. . . . .	237
2.3.3.2.1 Grundsätzliches . . . . .	237
2.3.3.2.2 Der Kommentar zur Offenbarung des Johannes . . . . .	240
2.3.4 Zusammenfassung: Hengstenbergs Exegese zwischen Tradition und Innovation . . . . .	244
EXKURS: Hengstenbergs Bibliothek in Chicago . . . . .	248
2.4 Zum inhaltlichen Profil von Hengstenbergs Theologie . . . . .	262
2.4.1 Theologische Triebkräfte . . . . .	263
2.4.1.1 Kämpfender Glaube . . . . .	263
2.4.1.2 Gottes Gegenwart in der Welt . . . . .	272
2.4.2 Theologische Einflüsse. . . . .	274
2.4.3 Theologischer Fluchtpunkt . . . . .	278
2.4.4 Theologische Isolation? . . . . .	279
2.5 Hengstenberg als theologischer Lehrer. . . . .	286
2.5.1 Charakterisierung . . . . .	286
2.5.2 Vorlesungstätigkeit . . . . .	291
2.5.3 Die Hengstenberg-Schule . . . . .	292
2.5.4 Zur Wirkungsgeschichte Hengstenbergs im angelsächsischen Raum . . . . .	297
3 Hengstenberg und die Kirche. . . . .	301
3.1 Von der Erweckungsbewegung zur Kirche . . . . .	301
3.1.1 Die Ablehnung der Separation und die Entdeckung der Kirche 3.1.2 Die wahre Sichtbarkeit der Kirche – Auseinandersetzung mit Rothe (1838) . . . . .	310
3.2 Kirchengemeinschaft und Bekenntnis . . . . .	315
3.2.1 Der lutherisch-reformierte Gegensatz . . . . .	316
3.2.2 Das Bekenntnis . . . . .	324
3.3 Die preußische Union. . . . .	335

3.3.1 Die Grundsatzerklärung von 1844 . . . . .	335
3.3.2 Die Herausforderungen: Bekenntnisfreie Union und Zunahme der Separation . . . . .	343
3.3.3 Auf dem Weg zu einer konföderativen Union . . . . .	353
3.4 Kirchengemeinschaft jenseits der Preußischen Unionskirche . . . . .	366
3.4.1 Das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche . . . . .	367
3.4.2 Die Ablehnung der Evangelischen Allianz . . . . .	377
3.5 Kirchenverfassungsfragen . . . . .	387
3.5.1 Pia desideria – Hengstenbergs Reformagenda . . . . .	387
3.5.2 Kirchliche Selbständigkeit und landesherrliches Kirchenregiment . . . . .	391
3.5.3 Beiträge zur Verfassungsdiskussion der 40er Jahre . . . . .	399
3.5.4 „Der hochwürdige Evangelische Oberkirchenrath“ . . . . .	406
3.6 Hengstenbergs kirchliches „Amt“ . . . . .	413
3.7 Zusammenfassung . . . . .	423
4 Hengstenberg und die Politik . . . . .	427
4.1 Der Aufstieg Hengstenbergs unter dem Ministerium Altenstein . . . . .	427
4.2 Der Kampf um die Freiheit der Kirchenzeitung . . . . .	450
4.2.1 Umgang mit der Zensur . . . . .	452
4.2.2 Schutz der Autoren . . . . .	461
4.2.3 Verteidigung in Gerichtsprozessen . . . . .	465
4.3 Politisierung wider Willen: Die Evangelische Kirchenzeitung und die Politik . . . . .	473
4.3.1 Zum Verständnis von Politisierung . . . . .	474
4.3.2 Positionierung – die Jahre 1829–1832 . . . . .	476
4.3.3 Recht der Obrigkeit und christlicher Staat – Orientierung in der Revolutionszeit (1848/49). . . . .	488
4.3.3.1 Reaktion auf die Zeitereignisse (März/April 1848). . . . .	488
4.3.3.2 Das Recht der Obrigkeit und die Christlichkeit des Staates. . . . .	498
4.3.4 Christ und Parteipolitik – Nähe und Distanz zum politischen Konservatismus . . . . .	511
4.3.4.1 Äußerungen zu politischen Ereignissen in den 50er und 60er Jahren . . . . .	512
4.3.4.2 Konservatismus und Junkertum . . . . .	523
4.3.4.3 Geistliche in der Politik . . . . .	528
4.3.5 Zusammenfassung. . . . .	534
4.4 Die „Partei Hengstenberg“ und ihr Einfluß . . . . .	536
4.4.1 Die Durchsetzung des Parteibegriffs . . . . .	536
4.4.2 Die Zugehörigkeit zur „Partei Hengstenberg“ . . . . .	542
4.4.3 Der Einfluß Hengstenbergs als Parteihaupt. . . . .	548

Schluß . . . . .	567
Anhang . . . . .	589
Literaturverzeichnis . . . . .	601
1 Gedruckte Schriften Hengstenbergs . . . . .	601
1.1 Veröffentlichungen in der Evangelischen Kirchenzeitung (chronologisch geordnet) . . . . .	601
1.2 Selbständig erschienene Veröffentlichungen und außerhalb der EKZ erschienene Artikel und Aufsätze . . . . .	606
2 Archivalien . . . . .	609
3 Gedruckte Quellen (inklusive moderne Quellenausgaben) und vor 1918 erschienene Literatur . . . . .	611
4 Nach 1918 erschienene Literatur . . . . .	623
Register . . . . .	641
1 Bibelstellen . . . . .	641
2 Orte, Länder und Landschaften . . . . .	642
3 Personen . . . . .	644
4 Sachen und Themen . . . . .	650

## Abkürzungen

Die allgemeinen Abkürzungen richten sich nach dem Duden Bd. 1: Rechtschreibung der deutschen Sprache, 20., neu bearb. und erw. Aufl., Mannheim u. a. 1991, die fachwissenschaftlichen Abkürzungen nach SCHWERTNER, S.M., Theologische Realenzyklopädie. Abkürzungsverzeichnis, Berlin / New York <sup>2</sup>1994. Biblische Bücher werden nach den Loccumer Richtlinien (Ökumenisches Verzeichnis der biblischen Eigennamen nach den Loccumer Richtlinien, hg. v. den Deutschen Bischöfen, dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Evangelischen Bibelwerk, Stuttgart 1971, 5f.) zitiert. Die für Archive und Bibliotheken verwendeten Abkürzungen finden sich im Literaturverzeichnis. Darüber hinaus werden folgende Abkürzungen benutzt:

EOK	Evangelischer Oberkirchenrat
Nl	Nachlaß
Sig.	Signatur



## Einleitung

Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1869). Hätte sich jemand Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin ‚Unter den Linden‘ nach dem Träger dieses Namens erkundigt, dann wären die Antworten, die er zu hören bekommen hätte, sicherlich sehr unterschiedlich ausgefallen. Für die einen war Hengstenberg ein „Gotteskämpfer“<sup>1</sup>, ein mutiger Streiter für den Glauben und die Kirche. Für die anderen war er „das Blatt [...], auf welches man Alles schrieb, worüber man sich ärgerte“<sup>2</sup>: „Pietismus, todtte Orthodoxie, Obscurantismus, Fanatismus, Jesuitismus, Bund mit allen Mächten des Rückschritts“<sup>3</sup>. Beide Seiten verbanden seinen Namen mit der Evangelischen Kirchenzeitung, die er herausgab, und man wußte in der Regel auch, daß er Theologieprofessor war.

Dennoch brachte man Hengstenbergs Namen nicht in erster Linie mit seinem Amt in Verbindung, sondern mit seiner positionellen Ausrichtung. So zog er auch in die Poesie ein. Von „Hengstenberger[n]“<sup>4</sup> spricht Heine in seinem ‚Wintermärchen‘, um damit den deutschen Philistergeist zu bezeichnen, der dem französischen Geist der Aufklärung, dem Geist Voltaires, feindlich gegenübersteht. Die schlichte Erwähnung des Namens genügte offensichtlich, und jeder wußte, wer oder was gemeint war. Viele kannten Hengstenberg, ohne ihn je gesehen, geschweige denn gehört oder gelesen zu haben.

---

<sup>1</sup> So der Titel der Leichenpredigt, die Wölbling bei der Beisetzung Hengstenbergs hielt (s. WÖBLING, Leichenpredigt).

<sup>2</sup> KAHNIS, Gedächtniß, 423.

<sup>3</sup> Ebd., 417; aussagekräftig ist auch die Zusammenstellung bei FRANK, Theologie, 449: „Er ist ein Satansengel genannt worden, der böswillige Rädelsführer der lärmenden Bekenntniswühler, Austreiber des rationalistischen Dämons durch den Beelzebub einer fanatischen Orthodoxie, der getriebene Dalai-Lama der preußischen Landeskirche, dazu ein Proteus, der als Vermischung von Christus und Belial strafe, was er zehn Jahre zuvor selbst gelehrt, und renommistischer Spiegelfechter, ein Verehrer des Kreuzes in dem Sinne, daß er andere daran zu bringen sucht, ein Apologet und zugleich ein Advokat, ein Jesuit und zugleich ein Kapuziner, ein Professor und zugleich ein Inquisitor, der mit dem Hohenpriester und den Pharisäern über Christus das Todesurteil gesprochen hätte, unter kirchlichen Formen und mit biblischen Mitteln doch auf das Endliche gerichtet, sein positiver Kern unauffindlich, sein altfränkischer Glaube und seine schlaue Taktik schwer in gediegener Einheit denkbar.“

<sup>4</sup> HEINE, Deutschland. Ein Wintermärchen (1844), Caput V: Düsseldorfer Ausgabe 4, 101,72; vgl. DERS., Atta Troll. Ein Sommernachtstraum, Caput XVIII: ebd., 54,41, wo Hengstenberg als Goetheverächter erscheint.

Der Plural „Hengstenberger“ wurde von Heine nicht zufällig gewählt. Hengstenberg stand für eine Gruppe, für eine Richtung, für eine Partei. Die gegensätzlichen Urteile über ihn hängen darum nicht allein mit seiner Person zusammen. Sie sind vielmehr Ausdruck der Gespaltenheit des Protestantismus im 19. Jahrhundert. Es wurde schon häufig darauf aufmerksam gemacht, daß sich der deutsche Protestantismus ab den 1830er Jahren „im Grunde [...] in zwei neue Konfessionen“ aufspaltete.<sup>5</sup> Idealtypisch betrachtet zerfiel er in ein liberales und ein konservatives Lager; dazwischen gab es zahlreiche Zwischentöne. Die Spaltung des Protestantismus trug nun aber zu zwei gegenläufigen Entwicklungen bei. Einerseits löste die neue Spaltung bis zu einem gewissen Grad die frühere, die Konfessionszuordnungen des Alten Reiches, ab: Die Verbundenheit unter den Angehörigen des liberalen oder konservativen Lagers ging über die Grenzen lutherischer und reformierter, teilweise auch über diejenigen römisch-katholischer Konfessionszugehörigkeit hinweg. Indem aber beide Lager beanspruchten, die wahren Erben der Reformation zu sein, trug die Spaltung andererseits erheblich dazu bei, daß man sich neu über den Ursprung und die Eigenart der eigenen Konfession zu vergewissern suchte und dadurch die Frage nach dem Wesen der Konfession wieder auf die Tagesordnung kam.

Darüber hinaus stand die Polarisierung innerhalb des Protestantismus in einem – im einzelnen differenziert zu betrachtenden – Wechselverhältnis zu den politischen Optionen der Zeit. Politische Ideen speisten sich häufig aus theologischen Konzepten und religiösen Weltbetrachtungen. Umgekehrt wirkten politische Theorien auf die kirchlichen Diskussionen ein. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß die kirchliche Fraktionierung die politische nicht nur begleitete, sondern auch zu ihr beitrug.

Die Auseinandersetzungen und Diskussionen zwischen dem konservativen und liberalen Lager haben die Entwicklung der evangelischen Kirchen im 19. Jahrhundert entscheidend geprägt. Aber obwohl an Untersuchungen zur Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts kein Mangel besteht,<sup>6</sup> ist die genaue Erforschung der beiden Lager, ihrer Mentalitäten und Repräsentanten sowie ihrer Entstehung, noch bei weitem nicht zufriedenstellend geleistet.<sup>7</sup> Insbesondere gilt das für die konservative Seite, deren herausragende Repräsentanten im Gedächtnis der Theologie und in ihrer Geschichtsschreibung viel weniger verankert sind als die Vertreter des theologischen Liberalismus.<sup>8</sup> Um

<sup>5</sup> NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte*, 431; vgl. auch ebd., 423; ebs. GRAF, *Spaltung*; vgl. SCHIEDER, *Sozialgeschichte*, 22f.

<sup>6</sup> Vgl. die Forschungsberichte von MEHLHAUSEN, *Zur Kirchengeschichte* und DIERKEN, *Zur Theologiegeschichte*.

<sup>7</sup> Was die liberale Richtung angeht, fehlt insbesondere eine Untersuchung über die genuinen Schleiermacherschüler. Einen Beitrag dazu leisteten bisher v. a. FRIEDRICH, *Eichhorn* (vgl. ebd., 3.31 f. mit Anm. 74) und MEHLHAUSEN (s. die folgende Anmerkung).

<sup>8</sup> Ebs. GRAF, *Spaltung*, 162f. – Symptomatisch ist, daß es in der von GOETERS und ROGGE herausgegebenen ‚*Geschichte der Evangelischen Kirche der Union*‘ für die Zeit vor 1875

das Gedächtnis der Kirche steht es nicht viel besser, doch ihre Physiognomie kann das konservative Erbgut nicht verbergen: Auf ihre äußere Verfassung, ihre Religiosität, ihren Stil und ihre Sprache haben die „Normalkonservativen“<sup>9</sup> einen weitaus prägenderen Einfluß ausgeübt als die Liberalen. Ebenso dominant prägte die konservative Tradition das gängige Bild von einem Pfarrer des 19. Jahrhunderts; so kommen beispielsweise in Fontanes Romanen die Pfarrer, die selbstbewußt die traditionellen kirchlichen Lehren vertreten, in der Regel besser weg als ihre liberalen Kollegen.<sup>10</sup>

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem kirchlichen Konservatismus steht also in einem deutlichen Mißverhältnis zu seiner Bedeutung für die Kirche. Damit teilt er das Schicksal des politischen Konservatismus, dessen Erforschung in Deutschland auch erst wesentlich später in Gang gekommen ist als die des Liberalismus.<sup>11</sup> Mit der vorliegenden Untersuchung soll daher zweierlei geleistet werden: Einerseits widmet sie sich einer zentralen Gestalt des 19. Jahrhunderts. Sie will Licht in das Denken und Handeln einer zutiefst umstrittenen und – wie der Forschungsüberblick zeigen wird – bisher bei weitem unzureichend erforschten Persönlichkeit bringen. Andererseits erschöpft sich die Darstellung nicht in der Erforschung der im Titel der Arbeit benannten Person. Sie geht über das Individualbiographische hinaus. Sie will vielmehr, *indem* ein anerkannter Vertreter der konservativen Richtung zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird, einen Beitrag zur Erforschung des kirchlichen Konservatismus überhaupt leisten. Diese spezifische Fragehinsicht, die bei der Beschäftigung mit dem Forschungsgegenstand leitend war, wird mit dem gewählten Untertitel benannt. Die Auseinandersetzung mit Hengstenberg soll vor Augen

---

sowohl ein eigenes Kapitel über ‚Rationalismus und Vermittlungstheologie‘ als auch ein eigenes Kapitel über den kirchlichen Liberalismus in Preußen, beide von J. Mehlhausen (MEHLHAUSEN, Rationalismus; MEHLHAUSEN, Liberalismus), gibt. Dem steht ein kurzes Kapitel über den konservativen Protestantismus gegenüber, das den Konservatismus aber lediglich aus politischer Perspektive beleuchtet und im Grunde nur von Stahl handelt (MAU, Protestantismus).

<sup>9</sup> NIPPERDEY, Umbruch, 78; ebd., 77f. zur Dominanz des Konservatismus im kirchlichen Leben nach 1870. Vgl. auch NIPPERDEY, Deutsche Geschichte, 423–427 für die Zeit vor 1870. Nipperdey hat in seiner Darstellung der ‚Deutschen Geschichte‘ schon früh dem Konservatismus, sowohl dem politischen als auch dem kirchlichen, eingehende Schilderungen gewidmet. – Die prägende Rolle des kirchlich-konservativen Milieus in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg belegen zahlreiche der in dem von Kampmann herausgegebenen vierten Band der Reihe ‚Protestantismus in Preußen‘ dargestellten Lebensbilder (KAMPMANN, Protestantismus).

<sup>10</sup> Vgl. dazu BEUTEL, Fontane, bes. 81–85.

<sup>11</sup> Vgl. das Vorwort von SCHRENCK-NOTZING zu DERS., Stand, 5: „Im übernationalen Vergleich steht Deutschland im Bereich der Erforschung der Geschichte der konservativen politischen Bewegung – gemessen etwa an Großbritannien oder den USA – auf der Stufe eines Entwicklungslandes.“ Ähnlich urteilt KRAUS, Stand, 24 (ebenfalls im Jahr 2000) über die Erforschung der Geschichte des preußischen Konservatismus vor 1876: „Kurz gesagt: Forschungsbedarf und ertragreiche Forschungsthemen, wohin man auch blickt.“ Dem steht eine große Zahl an Liberalismusstudien gegenüber, vgl. LANGEWIESCHE, Europa, 132–137.

führen, was im Preußen des 19. Jahrhunderts als kirchlich-konservativ gelten kann.

Selbstverständlich kann die Untersuchung eines – wenn auch herausragenden – Repräsentanten im Blick auf die Erforschung des kirchlichen Konservatismus nur einen Anfang bieten. Allein im kirchlich-konservativen Milieu Preußens gibt es neben Hengstenberg viele weitere Gestalten, die einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge in Kirche und Theologie im 19. Jahrhundert ausübten und die bis jetzt der Erforschung harren.<sup>12</sup> Auch eingehende Milieustudien über die kirchlich Konservativen in Preußen fehlen.<sup>13</sup> Die Arbeit über Hengstenberg versteht sich daher als *ein* Beitrag zur Erschließung eines weiten Feldes – in der Hoffnung, daß sie zu weiteren Untersuchungen anregt, die mit-helfen, den kirchlichen Konservatismus schärfer zu konturieren.

---

<sup>12</sup> Um nur einige Desiderate zu nennen: 1. Nahezu unerforscht ist der Professor und spätere Königsberger Generalsuperintendent Ernst Wilhelm Sartorius. Sein Einfluß auf die konservative Richtung – auch auf Hengstenberg und die EKZ – dürfte erheblich gewesen sein (vgl. KÄHLER, Geschichte, 176f.). 2. Viel zu wenig weiß man bisher über den Berliner Pfarrer, Hofprediger und Honorarprofessor Otto von Gerlach; erste Ansätze zu seiner Untersuchung, die CHRISTIANI geliefert hat, liegen seit über 50 Jahren fast völlig ungenutzt in der Konsistorialbibliothek der EKBO in Berlin. 3. Anders stand es schon immer um die Erforschung seines Bruders, des Juristen Ernst Ludwig von Gerlach. In jüngerer Zeit hat H.-CH. KRAUS dem Leben, politischen Denken und Handeln des bekannten Altkonservativen eine überaus gründliche und sehr anregende Untersuchung gewidmet. Was hingegen die theologische Prägung Gerlachs und seine kirchliche Stellung angeht, gibt es auch hier noch Forschungsbedarf (vgl. dazu auch OHST, Rez. Kraus, Sp. 687–689). 4. Ähnlich steht es mit Stahl. Zwar gibt es zu ihm neben den zahlreichen Untersuchungen aus juristischer Sicht auch eine kirchengeschichtliche Darstellung, doch die Arbeit von NABRINGS leidet sehr daran, daß sie Stahl als „Rezeptionstypus der Hegelschen Philosophie“ (NABRINGS, Stahl, 14), näherhin als Vertreter eines „unglücklichen Hegelianismus“ (ebd. u.ö.) darzustellen bemüht ist. Dabei kommen die theologischen Traditionslinien kaum in den Blick. Auch das tatkräftige Engagement Stahls im kirchlichen Leben Berlins wird zu knapp abgehandelt. 5. Unter den Jüngeren wäre Adolf Wuttke einer näheren Betrachtung wert (vgl. dazu die wichtigen Vorarbeiten von GRAF, BBKL 14; DEMS., Kulturluthertum). 6. Daneben fehlen Arbeiten zu kirchlich-konservativen Führungskräften, die weniger durch ihre theologischen Beiträge als vielmehr durch ihre praktische Tätigkeit prägend gewirkt haben. Der wichtigste unter ihnen dürfte Carl Albert Ludwig Büchsel sein, der bisher nur in einer kleinen Untersuchung gewürdigt wurde (PÖTSCHKE, Büchsel). Büchsel repräsentiert einen bestimmten Typus von Pfarrer, den Fontane – nicht ohne Sympathie und Anerkennung – mit der Bezeichnung „Büchselmann“ versehen hat (s. BEUTEL, Fontane, 82). Vgl. zu den Genannten auch unten 4.4.2.

<sup>13</sup> Vielversprechend dürfte in dieser Hinsicht eine Untersuchung der im Vormärz allerorten – z. B. in Trieglaff, Gnadau und Berlin – entstehenden Pastoralkonferenzen sein; daneben müßte die Zusammensetzung und Entwicklung der kirchlich-konservativen Vereine beleuchtet werden – ähnlich wie es SCHWENTKER, Vereine im Bereich des politischen Konservatismus getan hat; lediglich für die erwecklichen Vereine gibt es Darstellungen (v. a. ALTHAUSEN, Gesellschaften und jetzt SCHRENK, Judenmission; vgl. auch unten 1.4); auch von den Kirchentagen existiert bislang nur eine inhaltliche Bestandsaufnahme (KREFT, Kirchentage), ihre Hintergründe, personelle Zusammensetzung sowie ihre innere Entwicklung sind kaum untersucht (ebs. schon MEHLHAUSEN, Zur Kirchengeschichte, 174). – Viel zu wenig ist außerdem über die kirchliche Situation auf dem Land bekannt.

Was ihre Darstellungsform angeht, bietet die vorliegende Studie keine Biographie, obgleich sie biographische Partien enthält. Eine Lebensgeschichte erzählen, wie es sich für eine Biographie gehört, kann man erst, wenn man ein klares Bild von der Person, von der man erzählen will – von ihren Prägungen und ihrer Weltsicht, von ihrem Denken und Handeln –, vor Augen hat. Die detaillierten Untersuchungen, die im Falle Hengstenbergs dazu notwendig waren und im Folgenden vorgelegt werden, würden eine erzählende Darstellungsweise sprengen. Deshalb wurde ein anderer Darstellungstyp gewählt. Bevor aber auf das Vorgehen im einzelnen eingegangen wird, ist zunächst die vorhandene Literatur zu Hengstenberg zu besprechen.

### Zum Stand der Forschung

Trotz des Gesagten ist die Zahl der wissenschaftlichen Untersuchungen über Hengstenberg wesentlich größer, als ein erster Blick in die Lexika, auch in die jüngsten, vermuten läßt. Das hängt damit zusammen, daß es sich bei den meisten Studien, die sich mit Hengstenberg beschäftigen, um unveröffentlichte Dissertationen aus den 1950er bis 1970er Jahren handelt; nicht wenige von ihnen sind in den USA entstanden.

Man muß grundsätzlich zwei Arten von Arbeiten über Hengstenberg unterscheiden: solche, die sich ausschließlich Hengstenberg widmen, und solche, die Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung gemeinsam untersuchen. Bei letzteren handelt es sich strenggenommen um Gruppenuntersuchungen, auch wenn die Arbeiten darüber nicht immer methodisch Rechenschaft ablegen. Sie behandeln die Evangelische Kirchenzeitung als Einheit, die Äußerungen der unterschiedlichsten Autoren werden ineinandergeblendet, Hengstenberg erscheint als Repräsentant einer Gruppe. Auf die Stärken und Grenzen dieser Untersuchungen wird unten eingegangen werden. Vorab ist aber schon festzuhalten: Es handelt sich bei ihnen nicht *stricto sensu* um Arbeiten über Hengstenberg, da sie zwar einen groben Eindruck des Milieus, dem Hengstenberg zugehörte, nicht aber ein klares Bild von dem Herausgeber selbst bieten können. Die vorliegende Arbeit wählt einen anderen Weg: Es sollen zur Erhebung von Hengstenbergs Standpunkt nur solche Äußerungen herangezogen werden, die tatsächlich auf ihn zurückgehen. Was das bedeutet, wird im nächsten Abschnitt ausführlicher dargelegt werden.

Zuerst sind also die Arbeiten in den Blick zu nehmen, die sich ausschließlich Hengstenberg widmen. Hier muß aber wiederum unterschieden werden zwischen solchen Arbeiten, die *ein umfassendes Bild von Hengstenbergs Wirken* zeichnen und anderen, die sich *nur einem Ausschnitt* widmen. Was erstere angeht, ist die Zahl der Titel denkbar klein. Es gibt überhaupt nur eine einzige Monogra-

phie: die dreibändige Biographie aus dem 19. Jahrhundert, deren ersten beiden Bände von Johannes Bachmann stammen und die nach Bachmanns Tod von Theodor Schmalenbach vollendet wurde.<sup>14</sup> Nach wie vor kommt keiner, der sich mit Hengstenberg und seiner Zeit beschäftigt, an diesem Werk vorbei.

Die Arbeit ist schon allein deshalb unverzichtbar, weil Bachmann Quellen auswerten konnte, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als verschollen gelten müssen. Dazu gehören vor allem der Briefwechsel Hengstenbergs mit der Familie, seinem Vater und seinem Bruder Karl, sowie die Briefe an seine Braut Therese. Abschriftliche Auszüge aus letzteren finden sich immerhin in Bachmanns Nachlaß, jedoch bleibt man dabei auf die Auswahl des Biographen angewiesen.

Bachmann hatte Zugang zu diesen wichtigen Quellen, weil er die Biographie in engem Kontakt mit den noch lebenden Angehörigen Hengstenbergs verfaßte. Die treibenden Kräfte hierbei waren Hengstenbergs resolute Schwiegermutter, Charlotte von Quast (1786–1879),<sup>15</sup> und Hengstenbergs Bruder Karl. Beide sahen sich als Nachlaßverwalter des Berliner Professors. Unmittelbar nach Hengstenbergs Tod hatte Frau von Quast versucht, den Hallenser Historiker Heinrich Leo als Hengstenbergbiographen zu gewinnen; der damals bereits Siebzigjährige sah sich dazu aber nicht mehr in der Lage.<sup>16</sup> Hengstenbergs Bruder Karl plante darauf, seinen Sohn, den Sonnenwalder Superintendenten Ernst Karl Georg Hengstenberg (1837–1893), für das Unternehmen zu gewinnen. Zu diesem Zweck hütete er für längere Zeit die Briefe seines Bruders und stellte sie niemandem zur Verfügung. Doch auch aus diesem Vorhaben wurde nichts.<sup>17</sup>

Daß schließlich Bachmann die Biographie in Angriff nahm und dabei das Briefmaterial verwenden durfte, hatte einen anderen Auslöser. Immanuel Hegel, Sohn des Philosophen und langjähriger Präsident des Brandenburgischen Konsistoriums, war Vorsitzender des Hengstenberg nahestehenden „Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke“. Am 18. Juni 1872 bat er Bachmann darum, einen der zwölf wissenschaftlichen Vorträge zu übernehmen, die in den Wintermonaten regelmäßig im Evangelischen Verein gehalten wurden.<sup>18</sup> Nach einiger Bedenkzeit schlug Bachmann dafür das Thema: „Hengstenberg und die Evangelische Kirchen-Zeitung“ vor. Der Vortrag wurde am 10. Februar 1873 gehalten und später in der EKZ veröffentlicht.<sup>19</sup> Im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Vortrages wandte sich Bachmann auch an Karl Hengstenberg und

<sup>14</sup> Die ersten beiden Bände werden im folgenden mit dem Kurztitel BACHMANN 1 und 2, der dritte Band aber mit dem Kürzel BACHMANN / SCHMALENBACH 3 zitiert; zwar wurde der dritte Band nur von Schmalenbach verfaßt, ohne die Vorarbeiten Bachmanns wäre er aber nicht entstanden, darum wird Bachmann im Titel des dritten Bandes ausdrücklich genannt. Ein Plan für den dritten Band war, als Bachmann starb, noch nicht vorhanden, so A. Bachmann, geb. Strömer, Rostock 15. Nov. 1888 an Schmalenbach: Archiv der Kirchengemeinde Mennighüffen (Löhne), NI Schmalenbach, Nr. 295.

<sup>15</sup> Vgl. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch 1904, 677.

<sup>16</sup> Leo an Fr. von Quast, 6. Juni 1869: BONWETSCH, Quast, 348f., vgl. auch die Einleitung, ebd., 347. – Frau von Quast fühlte sich auch im hohen Maße für das Fortbestehen der EKZ verantwortlich (s. TAUSCHER, Erinnerungen, Sp. 1016).

<sup>17</sup> Siehe unten Anm. 20f.

<sup>18</sup> I. Hegel an Bachmann, Berlin 18. Juni 1872: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung.

<sup>19</sup> BACHMANN, Kirchen-Zeitung, EKZ 92 (1873), Sp. 161–174.185–196, Nr. 15–18. – Hegel, der ebenso wie Carl Büchsel die Wahl des Themas erfreut begrüßte, hatte zunächst den Titel: „Hengstenbergs kirchlicher Einfluß durch die Evangelische Kirchenzeitung“ vorge-

erkundigte sich nach Briefen des verstorbenen Herausgebers. Jener antwortete, daß er zwar „im Besitz einer ganzen Kiste von Briefen meines sel. Bruders an unseren Vater aus Bonner, Baseler und unserer Berliner Zeit“ sei, eine vorzeitige Veröffentlichung dieser Briefe aber nicht wünsche, weil sie das Interesse an der in Aussicht stehenden Biographie, zu der er seinen Sohn „ausersiehen“ habe, schmälern würde.<sup>20</sup> Bachmann mußte also zunächst auf das Briefmaterial verzichten. Sein Vortrag im Evangelischen Verein brach jedoch das Eis. Offenbar hatte er inzwischen den Entschluß gefaßt, eine ausführlichere Darstellung zu verfassen. Zu diesem Zweck sandte er den Vortrag an Hengstenbergs Neffen in Sonnewalde, der sich daraufhin dafür einsetzte, daß Bachmann die Briefe überlassen würden.<sup>21</sup> Außerdem scheint er während seines Aufenthaltes in Berlin Kontakt zu Hengstenbergs Schwiegertochter Anna und der Schwiegermutter Frau von Quast geknüpft zu haben. Anna Hengstenberg sandte ihm jedenfalls bald danach eine Kiste mit Briefen – vermutlich die Brautbriefe – zu; die inzwischen fast 87jährige Frau von Quast stellte ebenfalls Briefe und sogar ihr Tagebuch zur Verfügung, das sie nach eigenen Angaben von 1826 bis 1869 fast ununterbrochen geführt habe. Da es sich dabei um ihr „Geheimniß vor Gott“ handele, bat sie Bachmann allerdings darum, nicht direkt daraus zu zitieren. Das ist denn auch nicht geschehen.

Dieses ganze Material ist heute nicht mehr verfügbar. Das Tagebuch ging zurück an Frau von Quast;<sup>22</sup> an sie oder an ihre „Enkelschwiegertochter“ Anna, wie sie gerne schreibt, sandte Bachmann wohl auch die Brautbriefe zurück, von denen er lediglich handschriftlich gefertigte Auszüge behielt. Auch Karl bekam sein Material höchstwahrscheinlich selbst zurück. Der weiteren Entstehungsgeschichte der Biographie, die sich aus den Nachlässen von Bachmann und Schmalenbach minutiös rekonstruieren läßt, zu deren Entfaltung hier aber nicht der Ort ist, läßt sich entnehmen, daß nach Karls Tod der Briefwechsel zwischen ihm und seinem Bruder an Karls Tochter Anna, verheiratete Piper, ging;<sup>23</sup> möglichweise waren auch die Briefe an den Vater darunter, die zu diesem Zeitpunkt aber bereits ausgewertet waren.

---

schlagen (I. Hegel an Bachmann, Berlin 19. Okt. 1872: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung).

<sup>20</sup> K. Hengstenberg an Bachmann, Wetter 4. Nov. 1872: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung. Karl Hengstenberg hoffte, daß die Biographie noch zu seinen Lebzeiten „und nach meiner Durchsicht“ (ebd.) erscheinen würde.

<sup>21</sup> E.K.G. Hengstenberg an Bachmann, Sonnewalde 3. Apr. 1873: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung. Offenbar hatte dieser schon längst den Entschluß gefaßt, die Biographie nicht zu schreiben, wenn sich ein anderer dazu berufener Verfasser fände.

<sup>22</sup> Frau von Quast bat Bachmann mehrmals sehr dringend um die baldige Rückgabe, da sie dem Tod entgegensehe und das Tagebuch zuvor noch in das Familienarchiv in Radensleben gebracht werden solle, Fr. von Quast an Bachmann, Berlin 1. Apr. 1874 und 13. März 1875: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung. Wahrscheinlich hat sie es 1875 zurückerhalten, dann verlieren sich seine Spuren. Bachmann stand es also nur für die Arbeit am ersten Band zur Verfügung. Abschriften scheint er sich keine gemacht zu haben.

<sup>23</sup> Vgl. P. Piper an Schmalenbach, Altona 28. Aug. 1891: Archiv der Kirchengemeinde Mennighüffen (Löhne), NI Schmalenbach, Nr. 205. Karls Schwiegersohn, Prof. Piper (Hamburg), stellte die Briefe, nachdem er sie durchgesehen hatte, Schmalenbach nicht zur Verfügung, weil sie hauptsächlich die Beziehung der Brüder beträfen (ebd.). Allerdings überließ er ihm die Briefe seiner Frau, die in den 60er Jahren in Hengstenbergs Haushalt lebte, an deren Mutter – wenn auch nur unter strengen Auflagen, P. Piper an Schmalenbach, Altona 26. Aug. 1889: ebd., Nr. 350.

Nachdem Bachmann das Manuskript für den ersten Band vollendet hatte, ließ er es noch vor dem Druck Teilen der Familie, auf jeden Fall Frau von Quast,<sup>24</sup> zukommen. Geändert scheint er aber nichts mehr zu haben.<sup>25</sup> Dennoch steht außer Zweifel, daß Bachmanns Darstellung deutlich an der Perspektive der Familie orientiert ist.<sup>26</sup> Das ist nicht weiter verwunderlich, denn auch Bachmann selbst hatte als Schüler Hengstenbergs ein positives Bild von seinem Lehrer. Er war in Berlin aufgewachsen. Sein Vater, der Gesangbuchexperte und Pfarrer an der 1843 neu gegründeten Jakobigemeinde J.F. Bachmann<sup>27</sup>, war eine einflußreiche Stimme in der konservativen Berliner Pfarrerschaft gewesen. Auch Schmalenbach, der sich nach längerer Suche bereitfand, das Werk fortzuführen,<sup>28</sup> gehörte in Westfalen zu dem aus der Erweckungsbewegung hervorgegangenen konservativen Milieu.<sup>29</sup>

Trotz aller Kritik im Detail zeichnen die beiden Biographien also insgesamt ein positives Hengstenbergbild. Die Darstellung ist durchaus parteiisch. Sie ist es allerdings nicht in höherem Maße als das Gros der Biographien im ausgehenden 19. Jahrhundert. Darin unterscheidet sie sich in nichts von Wittes Tholuckbiographie oder dem Werk des Rothebiographen Hausrath. Im Unterschied zu letzterem ist Bachmann immerhin weniger polemisch, obgleich nichtsdestoweniger überzeugt, auf der richtigen Seite zu stehen.

Entscheidend ist, daß Bachmann ausführlich die Quellen selbst zu Wort kommen läßt. Die umfangreichen wörtlichen Wiedergaben der handschriftlichen Quellen sind – soweit es überprüft werden konnte<sup>30</sup> – sehr zuverlässig. Daß sich die Darbietung der Quellen und die eigene Bewertung gut voneinander abheben lassen, zeigt nicht zuletzt die Hengstenbergdarstellung von Lenz<sup>31</sup>, die, was die Quellen angeht, ganz auf Bachmann aufruft, in ihrem Urteil aber streckenweise zu einer geradezu entgegengesetzten Darstellung kommt.

Bachmann konnte nicht nur auf die genannten Briefwechsel zurückgreifen. Er hat auch viele Zeitzeugen befragt und eine Fülle von schriftlichen Informationen erhal-

---

<sup>24</sup> Die fast Neunzigjährige hatte ihn ausdrücklich darum gebeten, s. Fr. von Quast an Bachmann, Berlin 16. Jan. 1875: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung.

<sup>25</sup> Die Informationen, die ihm Frau von Quast in einem Brief vom 28. Dez. 1875: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann (ohne Paginierung) zukommen ließ, konnte er nicht mehr verwenden, vgl. dazu unten 4.1.

<sup>26</sup> Karl Hengstenberg scheint dann auch Vertrauen zu dem Biographen gefaßt zu haben; im Zuge der Entstehung der ersten Bände beantwortete er ihm noch viele Detailfragen; offensichtlich hat Bachmann ihn schließlich auch in Wetter aufgesucht, vgl. seine Briefe in: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung. Ebd. finden sich auch zustimmende Voten anderer Familienangehöriger nach Erscheinen der Bände.

<sup>27</sup> Vgl. DUNTZE, Berlin, 88f.

<sup>28</sup> Die Suche für einen Nachfolger übernahm wiederum der Neffe Hengstenbergs in Sonnewalde, der sich offenbar immer noch für das Werk verantwortlich fühlte, s. E.K.G. Hengstenberg an A. Schmalenbach, Sonnewalde, 12. Okt. 1888: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung.

<sup>29</sup> Vgl. zu seiner Vita RÖSCHE, Schmalenbach; RAHE, Schmalenbach, 149–152; er gilt als der theologische Kopf der Ravensberger Erweckungsbewegung (RUHBACH, Erweckungsbewegung, 173).

<sup>30</sup> Im Falle der vom Kultusministerium verwahrten Personalakten war dies möglich.

<sup>31</sup> Siehe dazu unten bei Anm. 50.

ten.<sup>32</sup> Es stand ihm somit ein reiches Material zur Verfügung, von dem er im Vorwort des ersten Bandes mustergültig Rechenschaft ablegt.<sup>33</sup> Bachmann ließ daraus ein sehr detailliertes Bild nicht nur seines Hauptprotagonisten, sondern auch von dessen Zeit und Gefährten entstehen. Alleine dem ‚Hallischen Kirchenstreit‘ widmete er 107 Seiten in der Darstellung und 36 Seiten in den Beilagen – die bis heute ausführlichste und gediegenste Untersuchung zur Sache.<sup>34</sup> Nicht zuletzt deshalb kam er in den ersten beiden umfangreichen Bänden nicht über die Mitte der 1830er Jahre hinaus.

Schmalenbach konnte, was die Gründlichkeit und Ausführlichkeit anging, nicht an Bachmann anknüpfen. Der dritte Band, der von 1836 bis 1869 reicht und damit nicht nur einen sehr viel größeren, sondern auch einen überaus ereignisreichen Zeitraum abdeckt, kann sich in keiner Weise mit den Bachmannschen Bänden messen lassen. Schmalenbach orientierte sich in erster Linie an Hengstenbergs Vorworten und verschiedenen Aufsätzen in der EKZ. Weiteres Quellenmaterial berücksichtigte er nur noch am Rande.<sup>35</sup> Lediglich in den letzten beiden Kapiteln verarbeitete er Material, das man nicht auch anderswo finden könnte.<sup>36</sup>

Was die politisch und kirchenpolitisch wichtigen 40er Jahre angeht, stehen die meisten Darstellungen in ihrem Urteil über Hengstenberg nicht zuletzt deshalb auf ausgesprochen schwachen Beinen. In der vorliegenden Untersuchung wurde vor allem auf die Bachmannschen Bände zurückgegriffen, und zwar in dem Sinne, daß sie als Quelle für die verschollenen Quellen ausgewertet wurden. Die Darstellung selbst, auch die der Frühzeit Hengstenbergs, beruht aber durchgängig auf eigener Quelleninterpretation.

Neben der Bachmann-Schmalenbachschen Biographie gibt es nur noch kleinere unselbständig erschienene Beiträge, die Hengstenbergs Wirken umfassend zu beleuchten suchen. An erster Stelle sind die Würdigungen zu erwähnen, die entweder unmittelbar nach Hengstenbergs Tod oder 1902 zu seinem einhundertsten Geburtstag erschienen sind.<sup>37</sup> Sie tragen sehr deutlich positionelles Gepräge und erheben keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Diejenigen, die aus dem näheren Umfeld Hengstenbergs stammen, bewahren zum Teil mündliche Überlieferung auf, die andernorts nicht zu finden ist.<sup>38</sup> Sie sind daher in erster Linie als Quellen zu behandeln. Gleichwohl soll unter ihnen eine Darstellung hervorgehoben werden. Das mit Abstand gelungenste Bild zeichnete 1869 der Leipziger Dogmatiker August Kahn in seinem Nachruf in der ‚Allgemei-

<sup>32</sup> Sie sind heute in Bachmanns Nachlaß verwahrt und wurden für die vorliegende Darstellung ausgewertet.

<sup>33</sup> BACHMANN 1, IX–XIII.

<sup>34</sup> BACHMANN 2, 177–283 und Beilagen, 20–56.

<sup>35</sup> Bachmanns Witwe hatte ihm hierfür die Materialien ihres Mannes zur Verfügung gestellt, die anschließend nach Rostock zurückgingen, vgl. A. Bachmann, geb Strömer an Schmalenbach, Rostock 15. Nov. 1888: Archiv der Kirchengemeinde Mennighüffen (Löhne), N1 Schmalenbach, Nr. 295.

<sup>36</sup> Dabei handelt es sich vor allem um die Aufzeichnungen von Anna Piper (s. oben Anm. 23).

<sup>37</sup> Letztere finden sich in der Hengstenberg gewidmeten Ausgabe EKZ N.F. 76 (1902), bes. Nr. 42.

<sup>38</sup> WÖBLING, Leichenpredigt; DERS., Gedächtniß; BÜCHSEL, Ansprache; KOENIG, Hengstenbergs Leben; MÜLLER, Hengstenberg; SCHMIEDER, Hengstenberg; TAUSCHER, Eben Ezer; DERS., Erinnerungen.

nen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung<sup>39</sup> Kahnis gehörte auch zur konservativen Richtung, allerdings nicht zum näheren Umfeld Hengstenbergs. Ihm gelang es, ein umfassendes, kritisches und zugleich empathisches Bild von Hengstenberg zu zeichnen, das in vielen Punkten nach wie vor unüberholt ist. Viele Einseitigkeiten und Fehltritte in jüngeren Darstellungen hätten vermieden werden könnten, wenn man die Darstellung Kahnis' berücksichtigt hätte.

Auf die verschiedenen Lexikonartikel, in denen Hengstenbergs Leben und Wirken dargestellt wird, muß hier nicht eingegangen werden, da sie keine eigenständigen Forschungsbeiträge liefern oder von Autoren verfaßt wurden, die ihre Sicht andernorts ausführlicher dargelegt haben.<sup>40</sup> Aus jüngerer Zeit sind aber zwei weitere Darstellungen erwähnenswert. Die eine stammt von Friedrich Weichert und wurde in dem Sammelband ‚Berlinische Lebensbilder‘ veröffentlicht.<sup>41</sup> Weichert bietet eine ausgewogene Darstellung, deren Proprium es ist, daß sie Hengstenbergs Stellung als Herausgeber in der Auseinandersetzung mit den staatlichen Behörden besondere Aufmerksamkeit zukommen läßt.

Die andere Darstellung jüngeren Datums wurde bisher kaum wahrgenommen, da sie sich in einer Arbeit über den Hengstenbergschüler Hävernicks verbirgt. Die von Karsten Ernst verfaßte Studie mit dem etwas nebulösen und Tholuck entlehnten Titel „Auferstehungsmorgen“ widmet sich nicht nur dem kurzen Leben des Alttestamentlers Hävernicks, sondern mindestens ebenso ausführlich der Geschichte und vor allem der Vorgeschichte der deutschen Erweckungsbewegung sowie der Rolle, welche die EKZ innerhalb der Erweckungsbewegung spielte.<sup>42</sup> Darüber hinaus bietet sie einen gründlichen Überblick über die Theologie und die kirchliche Stellung von Hävernicks Lehrer Hengstenberg.<sup>43</sup> Insbesondere die Haltung Hengstenbergs zu den Themenbereichen Union und Bekenntnis wird genau und kenntnisreich beschrieben.<sup>44</sup> Ernsts Ausführungen stellen den einzigen eigenständigen Forschungsbeitrag

---

<sup>39</sup> KAHNIS, Gedächtniß.

<sup>40</sup> Von den ausführlicheren Artikeln seien erwähnt: BACHMANN, RE<sup>3</sup> 7; RANKE, ADB 11; der anonyme Artikel im Kirchlichen Handlexikon 3 sowie MEHLHAUSEN, TRE 15. Aufmerksamkeit verdient der Artikel in der 11. Aufl. der Encyclopaedia Britannica, Bd. 13, da er eine vollständige Übersicht nicht nur über die deutschen, sondern auch über die auf englisch erschienenen Werke Hengstenbergs bietet.

<sup>41</sup> WEICHERT, Hengstenberg; verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die kurze Darstellung der EKZ in: WEICHERT, Kirchenpresse, 418–421. – In den ‚Westfälischen Lebensbildern‘ hat 1934 Wilhelm Zoellner ein Hengstenbergporträt veröffentlicht. Zoellner stützt sich auf die Bachmannsche Darstellung und legt – aus zeitgeschichtlich verständlichen Gründen – den Schwerpunkt auf Hengstenbergs Haltung zum Verhältnis von Kirche und Staat (ZOELLNER, Hengstenberg).

<sup>42</sup> ERNST, Auferstehungsmorgen, 95–165.

<sup>43</sup> Ebd., 168–195.

<sup>44</sup> Hier lehnt Ernst zu Recht die Wulfmeyersche These von Hengstenberg als einem „Konfessionalisten“ ab, siehe dazu unten bei Anm. 53.

aus jüngerer Zeit dar, der sich zum Ziel setzt, ein Gesamtbild von Hengstenberg zu entwerfen.

Eine eigene Gattung innerhalb der Gruppe der Gesamtdarstellungen bilden die *Hengstenbergabschnitte in den einschlägigen Darstellungen der Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts*. Die ältesten stammen aus den 1850er Jahren.<sup>45</sup> Es dürfte kaum eine Epoche geben, in der die Kirchen- und Theologiegeschichtsschreibung ihre eigene Gegenwart so exzessiv kommentiert und analysiert hat.<sup>46</sup> Die Darstellungen sind daher durchweg positionell. Sie bieten teilweise erhellende Einsichten und geben Auskunft über das zeitgenössische Hengstenbergbild, abgesehen davon sind sie aber vor allem im Blick auf ihre Verfasser aufschlußreich und in dieser Hinsicht selbst als Objekt der Theologiegeschichtsschreibung zu betrachten.

Von den neueren theologiegeschichtlichen Darstellungen ist lediglich diejenige von Hirsch erwähnenswert.<sup>47</sup> Hirsch hat Hengstenberg unter der Überschrift „Neupietismus“ zwei Abschnitte gewidmet, in der er Hengstenberg als wirkungsmächtigen Typus darstellt.<sup>48</sup> Seine Quellenbasis ist zwar schmal, gleichwohl bietet er eine originelle, im großen und ganzen zuverlässige und auf jeden Fall nach wie vor lesenswerte Darstellung des *Theologen* Hengstenberg.<sup>49</sup>

Auf der Schwelle zu den Arbeiten, die Hengstenbergs Wirken unter einem bestimmten Aspekt darstellen, steht die Darstellung von Max Lenz in der ‚Geschichte der Königlich Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin‘<sup>50</sup>.

<sup>45</sup> KAHNIS, Protestantismus, 208–212; SCHWARZ, Theologie<sup>1</sup>, 65–98. – HUNDESHAGEN, Protestantismus, ist etwas älter (1. Aufl. von 1846), aber geht in seinem kurzen Abschnitt über die „theologisch-kirchliche Reaction“ (ebd., 282–296) nicht speziell auf Hengstenberg ein. Lesenswert ist ferner die Darstellung des Neanderschülers SCHAFF, Germany, 300–319; in etwas späterer Zeit wird Hengstenberg thematisiert bei JÖRG, Geschichte, 22–26; BAUR, Kirchengeschichte, 420–430, NIPPOLD, Handbuch, 327–337; HASE, Kirchengeschichte, 400–415; FRANK, Theologie, 441–451 KÄHLER, Geschichte, 148–152; SEEGER, Kirche, 142–147, um nur einige der einflußreichsten Darstellungen zu nennen.

<sup>46</sup> Eine Untersuchung zu der Funktion der Theologiegeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert steht noch aus; Ansätze bietet NÜSSEL, Theologiegeschichte, 204–212.

<sup>47</sup> HIRSCH, Geschichte 5, 118–130. – Zu den anderen ist zu sagen: STEPHAN / SCHMIDT, Geschichte, 166–171 reproduziert nur Bekanntes; ELERT, Kampf, 87–93. 229 f. erfaßt zwar Hengstenbergs Grundintention einigermaßen zutreffend, seine Quellenkenntnis ist aber verschwindend gering und seine Interpretation daher im einzelnen voller Fehlurteile.

<sup>48</sup> HIRSCH, Geschichte 5, 120–122.

<sup>49</sup> Selbstverständlich wird Hengstenberg auch in fast allen neueren kirchen- und allgmeinhistorischen Überblicksdarstellungen zum 19. Jahrhundert erwähnt. Eigenes Profil lassen dabei lediglich die Darstellungen zur preußischen Kirchengeschichte erkennen, v. a. WENDLAND, Kirchengeschichte, 215–237; LOOCK, Kirche, 412–417 – eigene Forschungsbeiträge bieten sie aber nicht, der Überblick von Loock weist zudem zahlreiche Fehler auf, was Hengstenbergs Biographie angeht; nur als Negativfolie erscheint Hengstenberg bei FRIEDRICH, Eichhorn.

<sup>50</sup> LENZ, Geschichte 2/1, 327–337.

Lenz beschreibt nicht nur Hengstenbergs akademische Wirksamkeit, sondern zugleich seinen Werdegang und seine kirchenpolitische Stellung. Er greift dafür vor allem auf die Bachmann-Schmalenbachsche Biographie zurück, verwendet sie aber äußerst selektiv und interessengeleitet. Aus eigenem Quellenstudium kennt er die Akten des Kultusministeriums und der Universität. Doch selbst hier ist seine Darstellung nicht durchgängig zuverlässig und vor allem tendenziös.<sup>51</sup> Lenz ordnete sein Material einem fertigen Hengstenbergbild zu: Demzufolge war Hengstenberg wie überhaupt die ganze konservative Richtung wissenschaftlich impotent; sein Einfluß und sein Ruf beruhten ausschließlich auf einem ausgeprägten Machtinstinkt und dem skrupellosen Umgang mit Andersdenkenden. Lenz knüpfte damit nahtlos an das Hengstenbergbild der liberalen Theologiegeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts an. Seine Darstellung ist alles andere als ein Muster sachlicher Historiographie. Gleichwohl haben sie viele spätere Autoren unkritisch abgeschrieben.<sup>52</sup>

Die Arbeiten, die *Hengstenbergs Wirken nur unter einem bestimmten Aspekt* beleuchten, zerfallen wiederum in zwei Gruppen. Die einen untersuchen Hengstenbergs *kirchenpolitisches Engagement und seine Stellung in und zu der Kirche*, die anderen analysieren seine *Arbeiten zum Alten Testament*.

Hengstenbergs kirchliche Ansichten werden am ausführlichsten in der bei Hans-Joachim Schoeps in Erlangen entstandenen Dissertation von Hans Wulfmeyer aus dem Jahr 1970 untersucht, die den Titel „Ernst Wilhelm Hengstenberg als Konfessionalist“ trägt.<sup>53</sup>

Der Titel der Arbeit bildet zugleich ihre Hauptthese: Es soll erwiesen werden, daß Hengstenberg „[v]on Anfang an“ (294) Konfessionalist war. Darunter scheint Wulfmeyer zu verstehen, daß der Herausgeber der EKZ von 1827 an „die Richtung auf das ‚Grundbekenntnis der lutherischen Reformation‘ zum Christusevangelium“ (294) genommen habe. Die schwammige Formulierung ist kennzeichnend dafür, daß die Arbeit trotz ihres Titels den Konfessionalismusbegriff nicht näher präzisiert. Auch auf das Verhältnis zu anderen konfessionellen Theologen und theologischen Konzeptionen wird nicht eingegangen. Stattdessen setzt sie sich zum Ziel, „Hengstenberg ganz im Zusammenhang der preußischen Kirchenpolitik zu sehen“ (293). Sie bietet daher einen Durchgang durch vierzig Jahre preußischer Kirchengeschichte und ordnet den einzelnen kirchengeschichtlichen Ereignissen die ausführlich zitierten und kaum kritisch analysierten Stellungnahmen Hengstenbergs, überwiegend aus den Vorworten der EKZ, zu. Wer keinen direkten Zugriff auf die EKZ hat, kann sich bei Wulfmeyer daher einigermaßen vollständig über die Themen und Thesen des ‚Vorwort-Hengstenberg‘ informieren. Schon dabei werden dem unbefangenen Leser Zweifel an der These der Arbeit kommen, da er viele Äußerungen Hengstenbergs entdecken wird, die gar nicht zu einem „Konfessionalisten“ passen. Wulfmeyer sieht das auch, daher wendet er einen

<sup>51</sup> Vgl. dazu unten 4.1 und 4.4.3.

<sup>52</sup> Unter anderem Franz Schnabel in seiner einflußreichen ‚Deutschen Geschichte‘ (s. SCHNABEL, Geschichte 4, 382–388.485–492). Jüngstes Beispiel für eine ganz von der Lenzschen Sicht bestimmte Darstellung ist der Beitrag von Wilhelm Gräb in der 2010 erschienenen Universitätsgeschichte (GRÄB, Theologie, 71–73).

<sup>53</sup> WULFMEYER, Hengstenberg – hierauf beziehen sich im Folgenden die Seitenangaben im Fließtext.

Trick an: Alle Aussagen, die Hengstenbergs Treue zum lutherischen Bekenntnis stark machen, gelten ihm als authentische Äußerungen des *Theologen* Hengstenberg; alle Aussagen, die eine Hochschätzung anderer Konfessionen oder gar der Union erkennen lassen, werden dem *Kirchenpolitiker* Hengstenberg zugeordnet und als Zugeständnisse an die Umstände der Zeit minder wichtig genommen. – Die vorliegende Untersuchung wird (v. a. in Teil 3) erweisen, daß weder Wulfmeyers Vorgehen noch seine These von Hengstenberg als einem „Konfessionalisten“ haltbar ist. Ein grundsätzliches Problem von Wulfmeyers Arbeit besteht zudem darin, daß er den Theologen Hengstenberg gar nicht richtig in den Blick bekommt, weil er die Wirksamkeit Hengstenbergs als Professor völlig ausblendet.

Eine wesentlich zuverlässigere Analyse von Hengstenbergs Sicht der Kirche und seiner Stellung innerhalb der konfessionellen Theologie bietet Holsten Fagerberg in seiner Studie über ‚Bekenntnis, Kirche und Amt in der deutschen konfessionellen Theologie des 19. Jahrhunderts‘.<sup>54</sup>

Fagerberg zufolge kann Hengstenberg selbst noch nicht als Vertreter der konfessionellen Theologie gelten, sondern trägt nur zu ihrer Ausbildung und Etablierung bei. Zwar ist Fagerbergs Quellenbasis schmal und sind einzelne Urteile nicht haltbar; weil er Hengstenberg aber im Kontext der konfessionellen Theologie des 19. Jahrhunderts betrachtet, hat er einen guten Blick für die ihm eigentümliche Stellung.

Zwischen 1960 und 1979 sind nicht weniger als drei *Monographien über den Exegeten Hengstenberg* erschienen, die sich jedoch erstaunlicherweise gegenseitig so gut wie gar nicht berücksichtigen, obwohl sie alle aus der Feder von Amerikanern stammen.<sup>55</sup>

Davis untersucht in seiner bei Otto Weber in Göttingen entstandenen Dissertation Hengstenbergs Hermeneutik und vertritt die These, daß sich die Auslegung des Berliner Alttestamentlers in erster Linie durch das erstrebte Ziel, Erbauung für die Gegenwart zu bieten, auszeichne.

Kritisch wird dazu vermerkt, daß dieses Anliegen in Spannung zur historischen Auslegung stehe und Gefahr laufe, den Bibeltext zu vereinnahmen. Davis legt seiner Untersuchung Hengstenbergs alttestamentliche Monographien<sup>56</sup> und ausgewählte Artikel aus der Kirchenzeitung zugrunde. Wie er die Auswahl der Artikel trifft, ist unklar; schwerer wiegt jedoch, daß er Hengstenberg Artikel unterschiebt, die nachweislich von Hävernick oder sogar von Scheibel stammen.<sup>57</sup> Der systematische Zugang seiner Arbeit hat zur Konsequenz, daß er nicht nur frühe und späte Schriften Hengstenbergs, sondern

<sup>54</sup> FAGERBERG, Bekenntnis, 35–49 und 82f.

<sup>55</sup> DAVIS, Hermeneutics (1960); TAYLOR, Old Testament (1966); NAFZGER, Struggle (1979). Davis wird von den beiden anderen gar nicht zur Kenntnis genommen. Nafzger erwähnt Taylor zwar nebenbei (vgl. z. B. NAFZGER, Struggle, 15, Anm. 2), doch setzt er sich nicht gründlich mit ihm auseinander.

<sup>56</sup> Allerdings nicht alle, es fehlen: HENGSTENBERG, Ägypten; DERS., Bileam und DERS., Prediger; außerdem wird von der ‚Christologie‘ nur die überarbeitete 2. Auflage benutzt.

<sup>57</sup> Z. B. DAVIS, Hermeneutics, 17, Anm. 1 (ein Artikel von Scheibel); 18, Anm. 1 und 2 (Artikel von Hävernick).

auch sämtliche verschiedenen Gattungen auf eine Ebene stellt. Daß dabei kein kohärentes Bild entsteht, überrascht nicht. So gut wie ganz ausgeblendet werden der theologisch-geschichtliche Kontext und die Diskurse, in denen Hengstenberg stand.

Im Unterschied zu Davis betrachtet Taylor in seiner an der Yale University eingereichten Dissertation Hengstenbergs Hermeneutik nur als einen Teil seiner exegetischen Arbeit insgesamt.

Letztere untersucht er anhand von Hengstenbergs alttestamentlichen Hauptwerken. Allerdings greift er dabei nur auf deren englische Übersetzungen zurück.<sup>58</sup> Von den zahlreichen EKZ-Artikeln, in denen Hengstenberg alttestamentliche Themen behandelt, wird nur ein einziger berücksichtigt. Daneben stützt Taylor sich überwiegend auf die Urteile der – spärlich vorhandenen – Sekundärliteratur.<sup>59</sup> Er bietet gleichwohl ein aussagekräftigeres und aufs Ganze gesehen auch zutreffenderes Bild als Davis. Seine Arbeit ist zudem aufschlußreich in Hinblick auf die Rezeption Hengstenbergs im angelsächsischen Raum. Dennoch überzeugt ihre Gesamtperspektive nicht. Taylor geht von der unbelegten These aus, Hengstenbergs Ziel sei gewesen, die Auslegungsart der altprotestantischen Orthodoxie neu zu beleben<sup>60</sup>, und kommt schließlich zu dem wenig überraschenden Ergebnis, daß ihm das nicht gelungen sei.

Am überzeugendsten ist die letzte der drei Arbeiten, die an der Harvard Divinity School eingereichte Dissertation von Samuel H. Nafzger.

Sie untersucht „Hengstenberg’s Understanding of Criticism“<sup>61</sup>, d. h. seine Auseinandersetzung mit dem theologischen Rationalismus und der historischen Kritik. Den Hintergrund bilden die Diskussionen über die Leistungsfähigkeit der historisch-kritischen Methode im 20. Jahrhundert. Analog zu Davis legt auch Nafzger sowohl die alttestamentlichen Monographien als auch die entsprechenden EKZ-Artikel Hengstenbergs zugrunde, jedoch trifft er die methodisch richtige Entscheidung, sich auf solche Artikel zu beschränken, die unumstritten Hengstenberg zuzuschreiben sind. Ein Defizit ist in diesem Zusammenhang, daß er die wichtige Arbeit von Kriege (s.u.) nicht kennt; auch darüber hinaus werden jüngere Hengstenbergdarstellungen kaum einbezogen. Hervorzuheben ist, daß Nafzger unterschiedliche Auflagen von Hengstenbergs Werken berücksichtigt, wie er überhaupt an einem möglichst differenzierten Bild von Hengstenbergs Arbeit interessiert ist. Im Gegensatz zu Taylor betont er, daß Hengstenberg nicht einfach die Schriftlehre der Orthodoxie habe wiederbeleben wollen, Hengstenberg habe vielmehr bewußt auf Methoden und Arbeitsweisen der historischen Kritik zurückgegriffen, sei dabei aber darum bemüht gewesen, die Schrift nicht der Vernunft unterzuordnen. Sein Interesse sei es gewesen, der destruktiven „Pseudokritik“ eine wahre, der Schrift angemessene Form historischer Kritik entgegenzustellen. Was

<sup>58</sup> Die erste Auflage der ‚Christologie‘ ist in Taylors Bibliographie nur in der deutschen Version vertreten, sie wird darum auch nicht berücksichtigt; die neutestamentlichen Arbeiten Hengstenbergs hat Taylor von vornherein ausgeschlossen.

<sup>59</sup> Das heißt vor allem auf die Überblicke über die Geschichte der alttestamentlichen Disziplin (DIESTEL, Geschichte; KRAUS, Geschichte u. a.).

<sup>60</sup> Darum stellte er (TAYLOR, Old Testament, 10–17) zunächst die Schriftlehre der Orthodoxie dar. In Anlehnung daran wird Hengstenberg eine enge Inspirationslehre zugeschrieben, für die es in Hengstenbergs Werk aber gar keinen Anhalt gibt, vgl. dazu unten 2.3.1.1.

<sup>61</sup> So der Untertitel von NAFZGER, Struggle.

Hengstenbergs Verständnis der historischen Kritik und sein Verhältnis zum theologischen Rationalismus angeht, bringt die Arbeit von Nafzgar also neue und bedenkenswerte Gesichtspunkte ins Spiel.

Zu den drei genannten Monographien ist in jüngster Zeit die Untersuchung von Klaus Beckmann getreten, welche die Sicht des Alten Testaments und des Judentums aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Theologen des 19. Jahrhunderts beleuchtet und dabei auch Hengstenberg ein Kapitel widmet.<sup>62</sup>

Beckmann geht es im Unterschied zu den englischsprachigen Monographien, von denen er nur Davis' Arbeit zu kennen scheint, nicht um Hengstenbergs Auslegungsmethode, sondern um die Bedeutung, die der Berliner Alttestamentler dem Alten Testament und dem Judentum für das christliche Selbstverständnis zumißt. Dabei entsteht ein methodisches Problem. Außer Hengstenberg werden in der Studie nämlich nur Nicht-Alttestamentler (Schleiermacher, C.I. Nitzsch, A. Neander, D.F. Strauß, J.Ch.K. v. Hofmann) untersucht (vgl. 25f.), deshalb wird auch der Alttestamentler Hengstenberg a priori auf seine publizistische und kirchenpolitische Tätigkeit reduziert (27, Anm. 52). Glücklicherweise hält Beckmann diese methodische Einschränkung nicht streng durch,<sup>63</sup> und so bietet der kurze Abschnitt über Hengstenbergs exegetischen Umgang mit dem Alten Testament einige wichtige Einsichten (244–248). Beckmanns Schwerpunkt liegt jedoch auf der „politischen Bedeutung“, die dem Alten Testament seiner Ansicht nach für Hengstenbergs Denken zukommt. Die Überlegungen gehen von der verbreiteten These aus, daß Hengstenberg seine Theologie in den Dienst einer politischen Ideologie gestellt habe (s. v. a. 249.269). Leider wird die These mehr vorausgesetzt als begründet, das Ergebnis ist somit bereits im Ansatz enthalten. Dennoch kommt Beckmann das Verdienst zu, darauf hingewiesen zu haben, daß man den Alttestamentler Hengstenberg nicht isoliert wahrnehmen darf, sondern ihn im Rahmen der theologischen und politischen Diskussionen seiner Zeit betrachten muß. Was Beckmann zu Hengstenbergs Ansichten über das Judentum schreibt, bleibt hingegen an der Oberfläche und bringt Hengstenbergs spezielle Sichtweise nur unscharf in den Blick – in erster Linie deshalb, weil ihm die zentralen Quellen entgangen sind.<sup>64</sup>

Was die Arbeiten betrifft, die *Hengstenberg im Kontext der Evangelischen Kirchenzeitung* betrachten, sind vor allem drei Monographien zu nennen. Die erste ist mit Abstand die wichtigste, Anneliese Krieges Untersuchung über die „Geschichte der Evangelischen Kirchen-Zeitung unter der Redaktion Ernst-Wil-

<sup>62</sup> BECKMANN, Wurzel, 239–270 – hierauf beziehen sich im Folgenden die Angaben im Text.

<sup>63</sup> Er muß selbstverständlich auch auf exegetische Werke und Zeitschriftenartikel zurückgreifen.

<sup>64</sup> Hengstenberg hat 1857 und 1867 umfangreiche Aufsätze zum Verhältnis von Judentum und christlicher Kirche sowie zur Zukunft des jüdischen Volkes in der EKZ veröffentlicht (s. unten im Literaturverzeichnis); Beckmann erwähnt sie mit keinem Wort und greift für seine Darstellung lediglich auf Hengstenbergs ‚Geschichte des Reiches Gottes unter dem Alten Bunde‘ zurück. Der erste Aufsatz wurde auch separat veröffentlicht, allerdings gemeinsam mit einem Aufsatz zum Thema ‚Opfer‘, daher wird man auf ihn nicht so leicht aufmerksam (s. HENGSTENBERG, Opfer).

helm Hengstenbergs<sup>65</sup>. Die in der Regel nur in einer schlecht lesbaren Microfilm-Ausgabe zugängliche Dissertation, die Impulse von Emanuel Hirsch aufnimmt, gehört neben der Biographie von Bachmann und Schmalenbach zu den unverzichtbaren Grundlagenwerken für jede Beschäftigung mit Hengstenberg und der EKZ.<sup>66</sup>

Kriege hat sich der Mühe unterzogen, anhand des Hengstenbergschen Redaktionsnachlasses (s. dazu unten) die anonymen Verfasser der Artikel in der EKZ so umfassend wie möglich zu identifizieren. Das Ergebnis hat sie im Anhang ihrer Dissertation, der (als Teil IV.) einen eigenen Band bildet, veröffentlicht. Neben dem Verfasserverzeichnis findet sich dort auch eine Übersicht über alle identifizierten Autoren. Selbstverständlich konnte Kriege nicht alle Verfasser identifizieren. Da sie sich hauptsächlich auf die Redaktionskorrespondenz stützte und andere Hinweise nur ab und zu einbezog, sind ihr auch einige identifizierbare Artikel, darunter nicht wenige von Hengstenberg selbst, entgangen. Auf der anderen Seite lassen sich auch nicht alle Identifizierungen halten.<sup>67</sup> Doch solange man ihre Ergebnisse in kritischer Weise rezipiert, schmälert dies den Wert der Arbeit kaum. In minutiöser Kombinationsarbeit hat sie viel Licht in die Zusammensetzung des Mitarbeiterkreises der Zeitung gebracht. Darüber hinaus bietet sie in den teilweise mehrere Seiten umfassenden Fußnoten viele Transkriptionen von Briefen aus dem Redaktionsnachlaß.

Kriege gibt also ein Hilfsmittel an die Hand, mit dessen Hilfe sich der Kreis um Hengstenberg binnendifferenziert wahrnehmen läßt. Leider nutzt sie es selbst nicht. Sie stellt die Geschichte der EKZ dar und geht dabei den verschiedenen Auseinandersetzungen nach, an denen die Zeitung beteiligt war. Dabei wird das Organ aber als Einheit betrachtet, und die Stellungnahmen der unterschiedlichen Autoren werden ineinandergeblendet. Im Ergebnis entsteht daher eine interessante Milieuschilderung anhand eines publizistischen Organs. Zu selten geht Kriege aber auf die Differenzen und Spannungen ein, die innerhalb der Mitarbeiterschaft der EKZ existierten.

Kriege hat, was in unserem Zusammenhang erwähnenswert ist, ihrer Untersuchung über die Kirchenzeitung einen umfangreichen Abschnitt über Hengstenbergs Werdegang bis zur Gründung der EKZ vorangestellt (6–35). Hier schöpft sie vor allem aus der Bachmann-Schmalenbachschen Biographie und folgt im Urteil vielfach Lenz. Der Abschnitt bietet daher wenig Neues. Wichtiger sind ihre Untersuchungen zum Kreis der Zeitungsgründer und ihrer ersten Mitarbeiter (35–79). Was die Darstellung der Haltung der Kirchenzeitung zu den verschiedensten Themen und Streitfragen des 19. Jahrhunderts angeht, so hat Kriege zwar eine ungeheure Materialfülle zusammengestellt, die Analysen sind aber häufig ungenau. So bietet das Werk Krieses unverzichtbare Vorarbeiten für eine genauere Untersuchung des konservativen Milieus, das durch die EKZ repräsentiert wird – Vorarbeiten, die bisher jedoch kaum weitergeführt worden sind.

<sup>65</sup> KRIEGE, Kirchen-Zeitung – hierauf beziehen sich im Folgenden die Angaben im Fließtext.

<sup>66</sup> Arbeiten über die Geschichte der EKZ hatten zuvor BACHMANN, Kirchen-Zeitung und BONWETSCH, Anfänge vorgelegt. Bachmanns bereits erwähnte Ausführungen gingen, teilweise wörtlich, teilweise überarbeitet und korrigiert, in die Hengstenbergbiographie ein und sind damit überholt; Bonwetsch stellte Äußerungen aus den ersten Jahren der EKZ aus dem Redaktionsnachlaß zusammen.

<sup>67</sup> Vgl. zu einem prominenten Beispiel unten 2.2.1 EXKURS.

In gewisser Weise an Kriege angeknüpft haben zwei Arbeiten über die EKZ, die beide 1972 erschienen sind. Die ebenfalls bei Hans-Joachim Schoeps in Erlangen und fast gleichzeitig mit der Arbeit von Wulfmeyer entstandene Dissertation von Wolfgang Kramer mit dem Titel „Ernst Wilhelm Hengstenberg, die Evangelische Kirchenzeitung und der theologische Rationalismus“ untersucht den „Kampf Hengstenbergs und der EKZ gegen den theologischen Rationalismus“<sup>68</sup>.

Der Titel ist jedoch mißverständlich, denn der theologische Rationalismus im strengen Sinne wird gar nicht behandelt; ebensowenig werden spätrationalistische Erscheinungen wie die ‚Lichtfreunde‘ einbezogen. Vielmehr wird in drei Kapiteln (II.–IV.) die Haltung der EKZ zu Schleiermacher, Hegel und seiner Schule sowie zur Leben-Jesu-Forschung untersucht (vgl. ebd., IV f.). Dabei stellt Kramer die Sicht Hengstenbergs in der Regel getrennt von den anderen Autoren der EKZ dar; außerdem wird das Verhältnis Hengstenbergs zu ihm nahestehenden Theologen, etwa zu Tholuck und Neander, beleuchtet. Insofern ist die Studie differenzierter als die Arbeit von Kriege. Die Tatsache, daß die Abschnitte über Hengstenberg nicht sonderlich ausführlich sind, entspricht dem Befund, daß sich Hengstenberg mit dem „Rationalismus“ und dem Hegelianismus selbst gar nicht so intensiv auseinandergesetzt hat, wie gemeinhin angenommen wird. Nur das Verhältnis zu Schleiermacher nimmt, zu Recht, eine bedeutende Stellung ein. Ähnlich wie Wulfmeyer zitiert Kramer sehr ausführlich aus den benutzten Quellen. Er behandelt das Material insgesamt umsichtiger als ersterer, dennoch finden sich auch bei ihm kaum eingehende Textanalysen. Die Untersuchung kommt zu dem wenig überraschenden Ergebnis, daß die Stellung Hengstenbergs und der EKZ „zum theologischen Rationalismus im weitesten Sinne [...] wesentlich differenzierter ist als es sich in der Forschung bisher darstellte“ (297). Im Blick auf Hengstenberg wird behauptet, daß „der Kampf gegen den Rationalismus [...] die Konstante im theologischen und geistigen Wirken dieses ‚Sprechers‘ der Kirche bildete“ (300). Was bei Wulfmeyer als kirchenpolitisches Motiv und als Nebensache eingeschätzt wird, übernimmt bei Kramer nun die zentrale Stellung. Doch Kramers Arbeit belegt diese Sicht ebensowenig wie Wulfmeyer die seine, vielmehr handelt es sich hier wie dort um eine *petitio principii*: Der Fokus, den die Untersuchung wählt, prädisponiert das Ergebnis. Die überragende Bedeutung des „Rationalismus“ für Hengstenbergs Denken kann Kramer nur auf die Weise behaupten, daß er dessen Position im Kontext der EKZ nivelliert. Überdies muß Kramers Intention, „den Theologen“ (II) Hengstenberg in den Blick zu nehmen, allein schon daran scheitern, daß er dessen theologisches Werk im strengen Sinne gar nicht berücksichtigt, sondern nur auf die Beiträge in der EKZ zurückgreift. Im Verhältnis zum theologischen Rationalismus fehlt darum die Perspektive, die Nafzger behandelt. Gleichwohl bietet die Arbeit eine gute Übersicht über die vielfältigen geistigen Auseinandersetzungen, in denen sich die EKZ betätigte.

Sehr viel stärker als Milieustudie gibt sich die an der University of Oregon eingereichte historische Dissertation von Marshall K. Christensen: „Ernst Wilhelm Hengstenberg and the Kirchenzeitung Faction. Throne and Altar in nineteenth century“ zu erkennen.

<sup>68</sup> KRAMER, Hengstenberg, IV – hierauf beziehen sich im Folgenden die Angaben im Fließtext.

Zwischen den einzelnen Autoren der EKZ wird kaum differenziert. Trotz einiger überzeugender Einzelurteile bleibt die Untersuchung sehr an der Oberfläche. Hengstenberg kommt nur als einer unter vielen vor. E.L. von Gerlach, F.J. Stahl, H. Leo und andere werden ebenso häufig zitiert. Methodisch problematisch ist, daß Christensen für Stahl und Gerlach auch Beiträge aus der „Kreuzzeitung“ und Reden aus ihrer politischen Tätigkeit heranzieht. Dadurch gerät der Untersuchungsgegenstand aus dem Blick; das spezifische Profil der „Kirchenzeitung faction“ im Unterschied zur „Kreuzzeitungspartei“ kann gar nicht hervortreten. Daß Christensen der sozialgeschichtlichen Perspektive mehr Raum einräumt als die bisher genannten Autoren, ist positiv zu werten; jedoch ist er zu fixiert auf die politische Betrachtung des Kreises um die EKZ, und so kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß die Tatsache, daß die „Kirchenzeitung faction“ auf lange Sicht keine „politically viable force“ (192) wurde, im Charakter der EKZ begründet liegen könnte. Die theologischen und religiösen Aspekte bleiben völlig unterbelichtet. Dazu treten viele Fehlinterpretationen. Was Christensen speziell zu Hengstenberg schreibt, hat er im besten Fall aus Bachmann, nicht selten aber aus zweiter und dritter Hand geschöpft (vgl. v. a. 16–29).

Zuletzt wurde die soziale und politische Rolle der EKZ an versteckter Stelle, nämlich in der von Katharina Dang 1990 an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Dissertation mit dem unverkennbar zeitbedingten Titel „Sozialer Kampf und Predigt insbesondere im Spiegel der Evangelischen Kirchenzeitung (1827–1848/49) und von Predigten der Berliner Hofprediger“ behandelt.<sup>69</sup>

Dang konzentriert sich dabei ganz auf die politische Funktion der EKZ, insbesondere 1848 und in den Folgejahren. Sehr viel differenzierter als Christensen arbeitet sie das spezifische Profil der EKZ heraus; zudem hat sie neue Quellen erschlossen, die einen Blick auf die Diskussionen unter den Vordenkern der EKZ im Revolutionsjahr erlauben. Zu Recht betont sie die Rolle Gerlachs. Hengstenberg selbst kommt nur im Rahmen seiner Herausgeberebene vor. Dang behandelt also nur einen kleinen Ausschnitt aus der Wirksamkeit Hengstenbergs, den aber gründlich. Zu Unrecht wurde die Arbeit bisher meist übersehen.<sup>70</sup>

Überblickt man die bisherige Hengstenbergliteratur, tritt vor allem ein Aspekt in den Vordergrund: In der Regel wird jeweils eine Seite Hengstenbergs – die des Kirchenpolitikers oder die des Theologen und Alttestamentlers – isoliert und völlig unabhängig von der anderen Seite betrachtet. Nicht wenige Fehlurteile beruhen auf einer solchen verengten Perspektive. Besonders beliebt ist die Variante, Hengstenberg als Verkörperung des Kreises um die EKZ zu betrachten. Dabei wird entweder alles als Hengstenbergs Meinung ausgegeben, was in der EKZ geschrieben wurde, oder man beschränkt sich auf den ‚Vorwort-

<sup>69</sup> Vgl. zu der durch den historischen Kontext bedingten Fragestellung ebd., 1–8.

<sup>70</sup> Die kurze und ähnlich ausgerichtete, aber viel oberflächlichere und tendenziöse Darstellung von GABRIEL, Fortschritt wird hingegen zu Unrecht häufig berücksichtigt. Sie bietet keinen eigenständigen Forschungsbeitrag.

Hengstenberg'. In beiden Fällen erhält man bestenfalls eine Facette von Hengstenbergs geistiger Welt.

Die einseitige Betrachtung schlägt sich auch in der Auswertung der ungedruckten Quellen nieder. Kriege, Wulfmeyer, Kramer, Christensen und andere haben nur den Redaktionsnachlaß in ihre Betrachtung einbezogen, Lenz hingegen nur die Akten der Universität Berlin und des Kultusministeriums. Nur Bachmann und – mit Einschränkungen – Schmalenbach griffen noch auf den ganzen Umfang der zur Verfügung stehenden Archivalien zurück.

In der vorliegenden Darstellung soll die verengte Betrachtung aufgebrochen werden.<sup>71</sup> Darauf ist nun näher einzugehen.

### Zu dieser Arbeit und ihren Quellen

Der Überblick über die Literatur führt zu zwei methodischen Grundentscheidungen, die für die vorliegende Arbeit leitend sind:

Erstens darf man sich nicht nur auf eine Seite von Hengstenbergs Wirken beschränken. Die isolierte Betrachtung entweder des Herausgebers und Kirchenmannes oder des Theologieprofessors führt zu einer künstlichen Abstraktion und verstellt den Blick für die Zusammenhänge, die zwischen beiden Seiten selbstverständlich existierten.<sup>72</sup> Das hat Konsequenzen für die Auswahl der Quellen. In der vorliegenden Untersuchung werden Quellen aus allen Wirkungsbereichen Hengstenbergs möglichst umfassend herangezogen: Sowohl seine exegetischen Werke als auch seine Beiträge zur Kirchenzeitung werden berücksichtigt. Was das handschriftliche Material angeht, werden sowohl der Redaktionsnachlaß als auch die Aktenbestände der Universität Berlin sowie der preußischen Verwaltung benutzt. Die parallele Auswertung der Quellen klärt nicht nur viele bisher offene historische Einzelfragen, sondern führte auch zu einer neuen Gesamtperspektive.

Die zweite Grundentscheidung besteht darin, daß Hengstenberg nur solche Aussagen zugeschrieben werden, die tatsächlich von ihm stammen. Das scheint selbstverständlich zu sein. Jedoch wird diese Grundregel historischer Forschung im Blick auf Hengstenberg vielfach sistiert. Das hat einen ganz einfachen praktischen Grund: Die EKZ verfolgte das Anonymitätsprinzip, d. h. die meisten Artikel sind nicht namentlich gekennzeichnet.<sup>73</sup> Man behilft sich darum häufig

---

<sup>71</sup> Dabei werden zahlreiche Angaben aus der genannten Literatur revidiert oder korrigiert; es wird aber darauf verzichtet, jeweils *alle* falschen Angaben aufzulisten, lediglich die typischen und besonders gravierenden Fehlinterpretationen werden an den entsprechenden Stellen erwähnt.

<sup>72</sup> Darauf hat schon ZÖCKLER in seinem Jubiläumsbeitrag von 1902 hingewiesen (DERS., Hengstenberg, Sp. 985).

<sup>73</sup> Aus Gründen, auf die unten unter 4.2 eingegangen werden wird.

mit der Aussage: Was der Herausgeber unkommentiert aufgenommen habe, müsse auch seine Meinung widergeben. Dabei stützt man sich auf die Beobachtung, daß sich Hengstenberg in Anmerkungen bisweilen ausführlich von Artikeln distanzierte. Allerdings ist der Umkehrschluß nicht zulässig. Hengstenberg hat sich immer wieder dagegen gewehrt, „daß man ihn nach der beliebten Manier“ mit einzelnen Autoren „in eine Person verschmelze“<sup>74</sup>. Doch ganz davon abgesehen, kann die Tatsache, daß Hengstenberg eine Position in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der EKZ sah, für die historische Forschung nicht leitend sein. Denn zum einen legte Hengstenberg dabei ein ganz bestimmtes Konzept von Übereinstimmung zugrunde, nämlich die Übereinstimmung in den von ihm sogenannten Grundfragen; zum anderen muß man damit rechnen, daß er Positionen für übereinstimmend hielt, die es aus kritischer Sicht nicht sind. Dazu kommt, daß davon auszugehen ist, daß Hengstenberg angesichts seiner Arbeitsbelastung gar nicht alle Aufsätze bis ins Detail studiert hat.<sup>75</sup> Bei genauerer Betrachtung zeigt sich denn auch, daß die Perspektive der EKZ in vielen Fragen weniger homogen ist, als man gemeinhin annimmt.<sup>76</sup> Das kann aber erst hervortreten, wenn man jeden Autor für sich, also auch Hengstenberg für sich betrachtet. Es geht somit nicht länger an, Hengstenberg Artikel in den Mund zu legen, für die nicht mit Gründen plausibel gemacht werden kann, daß sie von ihm stammen. Auch manches frei vagierende Hengstenbergwort wird auf diese Weise aufgegeben werden müssen.<sup>77</sup>

Die Konsequenz aus dieser Grundentscheidung ist allerdings, daß man sich dem mühsamen Geschäft der Identifizierung der Hengstenbergartikel unterziehen muß.<sup>78</sup> Dafür hat Kriege wertvolle Vorarbeiten geleistet. Gleichwohl wur-

---

<sup>74</sup> HENGSTENBERG, Anmerkung, EKZ 10 (1832), Sp. 168; vgl. auch DERS., Vorwort, EKZ 8 (1831), Sp. 15, wo sich Hengstenberg darüber beschwert, daß man der Redaktion „überhaupt zu voreilig alle Mängel der Ev. K. Z. zur Last legt, welche zum Theil grade von ihr am Tiefsten empfunden werden“. Daß sich Hengstenberg im Sinne des Presserechtes vor alle Autoren stellte (s. dazu unten 4.2), ist eine andere Sache.

<sup>75</sup> Er gestand dies in späterer Zeit gegenüber Studenten ein, vgl. STERNBERG, Erinnerungen, Sp. 8.

<sup>76</sup> Siehe dazu auch unten 4.4.2.

<sup>77</sup> Ein Beispiel hierfür ist die Aussage, daß jeder christliche Glaubenssatz unvernünftig sei, nicht an sich, aber unserer Vernunft, weil sie durch den Fall selbst unvernünftig geworden sei. Sie wurde in der Regel aus Hirschs Darstellung (Geschichte 5, 214) abgeschrieben (z. B. von LOOCK, Kirche, 417), obwohl Hirsch selbst nur sagt, daß Hengstenberg den Satz habe „drucken“ lassen. Allerdings bringt schon Hirsch die Aussage anschließend als Voraussetzung für Hengstenbergs Denken in Anschlag. Der Satz stammt aus einem Aufsatz gegen D. F. Strauß, der wahrscheinlich von Adolf von Harleß stammt: EKZ 18 (1836), Sp. 382–396.401–403, Nr. 48–51 (vgl. KRIEGE, Kirchen-Zeitung 2, 34).

<sup>78</sup> Im Unterschied zu anderen Autoren, z. B. E. L. von Gerlach oder Göschel, hat Hengstenberg seine Artikel nie selbst aufgelistet. Gerlach hat eine – gleichwohl kritisch zu beleuchtende – Liste seiner Artikel an Bachmann geschickt, s. E. L. v. Gerlach an Bachmann, Berlin 19. Jan. 1876: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann (ohne Paginierung) – die Aufstellung stimmt nicht ganz mit der bei KRAUS, Gerlach im Literaturverzeichnis ge-

den für die vorliegende Untersuchung noch einmal alle Jahrgänge der EKZ von 1827 bis 1869 auf Artikel Hengstenbergs hin durchgesehen. Dadurch konnte die Zahl der Artikel, die Hengstenberg zugeschrieben werden müssen, insgesamt vergrößert werden.<sup>79</sup> Eine Übersicht findet sich im Literaturverzeichnis. Zur Identifizierung wurden verschiedene Kriterien verwendet. Eines der wichtigsten, die Analyse des Schreibstils, brachte Hengstenbergs Dorpater Kollege J.H. Kurtz schon 1858 auf den Punkt: „Hengstenbergs Denk- und Schreibweise ist so markiert und charakteristisch, dass ich mich anheischig machen möchte, auch wenn er nur eine Seite schreibt, sie sofort als seines Geistes Kind zu erkennen.“<sup>80</sup> Daneben geben häufig Querverweise zwischen verschiedenen Artikeln oder Parallelen zu Hengstenbergs Vorworten oder zu seinen exegetischen Werken Aufschluß. Hinzu treten externe Verweise, wie sie beispielsweise der Redaktionsnachlaß bietet. In einigen Fällen, besonders bei sehr kurzen Artikeln und Mitteilungen, die nicht die von Kurtz beanspruchte Länge von einer Seite einnehmen, bleiben trotz hoher Wahrscheinlichkeit Zweifel. Sie wurden im Literaturverzeichnis (mit **\***) gekennzeichnet. Überdies sei nicht verschwiegen, daß natürlich nicht mit letzter Sicherheit gewährleistet werden kann, daß tatsächlich alle Hengstenbergartikel gefunden wurden – wie überhaupt die hier vorgelegten Zuschreibungen der weiteren Forschung zur Überprüfung anheimgestellt sind.<sup>81</sup>

Da die EKZ<sup>82</sup> als eine bedeutende Quelle im folgenden häufig erwähnt werden wird, sei an dieser Stelle auf einige äußere Charakteristika hingewiesen: Die Evangelische Kirchenzeitung erschien zweimal wöchentlich, jeweils mittwochs und samstags. Eine Ausgabe bestand in der Regel aus vier Quartseiten mit acht Spalten. Ihre Beiträge ordneten sich drei Sparten zu: Aufsätze, Rezensionen und Nachrichten. Längere Aufsätze wurden auf mehrere Ausgaben verteilt. Hatte Hengstenberg viel druckfertiges Material in petto, konnte er eine Ausgabe um eine vierseitige Beilage erweitern. Jede Ausgabe trug eine Nummer und das Datum. Eine Besonderheit besteht in der Jahrgangsbezeichnung,

---

botenen überein. Göschel hat selbst eine Liste seiner Publikationen bis 1852 veröffentlicht, vgl. HAUBOLD, Göschel, 156.

<sup>79</sup> Insgesamt 132 Artikel, dazu kommen ausführliche Vorworte in 41 Jahrgängen.

<sup>80</sup> KURTZ, Söhne Gottes, VI, Anm.\*; Keil bietet ebd. auch eine kurze Charakterisierung des Stils.

<sup>81</sup> Es wurde darauf verzichtet, alle Autoren von EKZ-Aufsätzen in den Fußnoten in eckige Klammern zu setzen. Wenn Artikel mit Namen angegeben werden, dann beruht dies auf bewußter Zuschreibung, deren Gründe allerdings nicht in jedem Einzelfall aufgelistet werden können. In der Regel hilft ein Blick in Krieges Aufstellung oder in die Spezialliteratur zu den betreffenden Personen weiter.

<sup>82</sup> Die Evangelische Kirchenzeitung wird in dieser Arbeit so abgekürzt, wie es sich in den modernen Abkürzungsverzeichnissen eingebürgert hat und wie es teilweise auch im 19. Jahrhundert üblich war: EKZ. Hengstenberg selbst hat immer die Abkürzung „Ev. K.Z.“ verwendet. Auch bei dem ausgeschriebenen Titel wird die heute übliche und nicht die ursprüngliche Form: „Evangelische Kirchen-Zeitung“ gewählt.

Da der erste Jahrgang im Juli 1827 eröffnet wurde, wurden auch alle folgenden Jahrgänge halbjährig durchnummeriert. Jeder Jahrgang hat also zwei Nummern. Im folgenden wird aus der EKZ immer unter Angabe dieser Halbjahrgangsnummer, der Jahreszahl und der Spalte zitiert. Wird auf ganze Artikel verwiesen, werden zudem die Nummern der Ausgaben angefügt.<sup>83</sup> Hengstenbergs häufig als „Thronreden“ bezeichnete Vorworte, die zu Beginn jedes Kalenderjahres gedruckt wurden, umfaßten nicht selten mehr als 40 oder auch 50 Spalten, das ausführlichste nimmt 96 Spalten ein<sup>84</sup>. Das hieß praktisch, daß regelmäßig alle Januarausgaben nur mit dem Vorwort gefüllt waren. Bei der Lektüre der Vorworte, aber auch bei allen anderen längeren Aufsätzen, muß man sich klarmachen, daß die teilweise weitläufig argumentierenden Ausführungen in der EKZ ursprünglich nicht am Stück gelesen werden konnten; man war – im Unterschied zu den späteren Lesern – gezwungen, mitunter mitten im Spannungsbogen abzubrechen und auf die neue Ausgabe zu warten.

Im Zusammenhang der für die vorliegende Arbeit maßgeblichen Quellen ist noch einmal auf die erste Grundentscheidung zurückzukommen, daß Quellen aus allen Bereichen von Hengstenbergs Wirksamkeit herangezogen werden sollen. Was heißt das für das handschriftliche Material?

Wie bereits erwähnt, muß ein großer Teil des Briefmaterials als verschollen gelten,<sup>85</sup> kann aber teilweise aus Bachmanns Biographiebänden rekonstruiert werden. Eine Fundgrube für zeitgenössische Informationen über Hengstenberg und seine Beziehungen bietet zudem der bislang in keiner Arbeit herangezogene Nachlaß des Biographen Bachmann, der in der Universitätsbibliothek in Rostock verwahrt wird. Darüber hinaus konnten weitere – teilweise bekannte, teilweise unbekannte – Hengstenbergbriefe in den verschiedensten Archiven ausfindig gemacht werden.<sup>86</sup> Allerdings kam dabei ein weiterer Quellenverlust

---

<sup>83</sup> Daraus kann man ableiten, über welchen Zeitraum sich das Erscheinen erstreckt hat. Aus den Nummern läßt sich mittels Teilung durch zwei zudem leicht die Kalenderwoche errechnen, in der der betreffende Artikel erschienen ist.

<sup>84</sup> EKZ 72 (1863), Sp. 1–96, Nr. 1–8. – Es gilt grob die Regel: Je älter Hengstenberg, desto länger das Vorwort.

<sup>85</sup> Da der Familienzweig des hier behandelten Hengstenberg mit seiner Enkelin endet (s. u. Anm. 89), muß das vorhandene Briefmaterial über die Familien von Hengstenbergs Geschwistern oder die Verwandten seiner Frau weitervererbt worden sein. Recherchen im Zuge dieser Arbeit haben aber nichts zutage gebracht. Sehr wahrscheinlich haben die Schriftstücke die Weltkriege nicht überlebt. – Für hilfreiche Hinweise zur Rekonstruktion der Familienverhältnisse der weit verstreuten Sippe Hengstenberg danke ich Dr. Helmut Hengstenberg, der mir (gedruckte) Familiennachrichten aus dem Firmenarchiv der Firma Hengstenberg (Esslingen) zugänglich gemacht hat. Der Gründer der zunächst unter dem Namen „Hengstenberg Weinessig“ bekannt gewordenen Firma, Richard Alfried Hengstenberg, war übrigens ein Sohn von Hengstenbergs Cousin Wilhelm Hermann Alfried (gest. 1870).

<sup>86</sup> Einzelne Hengstenbergbriefe finden sich auch verstreut in Briefausgaben seiner Korrespondenzpartner, am wichtigsten sind: BONWETSCH, Aus Tholucks Anfängen; KAISER, Rudelbach.

ans Licht. Die Hengstenbergbriefe, die nach den Findemitteln im Erlanger Gerlacharchiv verwahrt werden und die teilweise bis Anfang der 1990er Jahre dort benutzt wurden, sind nicht mehr alle auffindbar. Immerhin gelang es, einige wichtige unter diesen aus dem Jahr 1848 in Kopie an anderer Stelle auffindig zu machen.<sup>87</sup>

Außer dem Briefmaterial wurde auch die Aktenüberlieferung der preußischen Kultusverwaltung, die sich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin befindet, und der Berliner Universität im Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin ausgewertet. Zudem wurde der in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin verwahrte Redaktionsnachlaß herangezogen. Er trägt den mißverständlichen Titel „Nachlaß Hengstenberg“, umfaßt aber nur denjenigen Teil des Nachlasses, der Hengstenbergs Herausgeber Tätigkeit betrifft. Dementsprechend finden sich darin auch kaum Briefe Hengstenbergs, sondern vor allem diejenigen seiner Mitarbeiter sowie Leserzuschriften.<sup>88</sup> Im Unterschied zu den privaten Briefen verblieb die Redaktionskorrespondenz aus der Zeit der Herausgeber Tätigkeit Hengstenbergs offenbar zunächst in seinem Privathaus. 1909 trat nämlich Therese Hengstenberg, Enkelin und letzter überlebender direkter Nachkomme Hengstenbergs,<sup>89</sup> mit der Frage an den Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, Adolf von Harnack, heran, ob er in seiner Bibliothek Platz für „die umfangreiche Korrespondenz meines Großvaters des Professors E.W. Hengstenberg in Betreff der von ihm begründeten und bis zu seinem Tod herausgegebenen *Evang. Luth. Kirchenzeitung*“<sup>90</sup> habe. Sie wolle in ein engeres Quartier umziehen und könne die Korrespondenz nicht mitnehmen. Harnack reagierte zu-

<sup>87</sup> Dafür danke ich Pfarrerin Dr. Katharina Dang (Berlin), die Kopien jener Briefe besitzt. Sie wurden unten 4.3.2.1 verwendet und mit dem Vermerk „Kopie aus dem Gerlacharchiv“ versehen. – Möglicherweise sind die besagten Hengstenbergbriefe nur innerhalb des Gerlacharchivs verlegt worden. Für Hilfe bei der Suche danke ich dem Kustos des Archivs Dr. Helmut Klumpjan.

<sup>88</sup> Der Nachlaß umfaßt 6964 Blatt und enthält ca. 6000 Briefe von 1790 unterschiedlichen individuellen Absendern, darüber hinaus Schreiben von Behörden, Institutionen u. a.; 47 Blatt stammen von Hengstenbergs Hand (vgl. N1 Hengstenberg, Findbuch und GRAF, Spaltung, 186f. mit Anm. 71); die Angaben bei WULFMEYER, Hengstenberg, II; DERS., Nachlaß, 208 und KRAMER, Hengstenberg, II sind überholt (vgl. dazu auch unten 4.4.2). – Briefauschnitte aus dem N1 Hengstenberg hat Bonwetsch in den zwei Bänden ‚Aus vierzig Jahren Deutscher Kirchengeschichte‘ veröffentlicht (im folgenden abgekürzt als BONWETSCH 1 und 2). Die Ausgabe ist allerdings nicht ohne Fehler und die Stückelung der Zitate problematisch (vgl. dazu auch ERNST, Auferstehungsmorgen, 387–389); im Zweifelsfall wurde daher auf die Originale zurückgegriffen. – Briefe von H. Leo und G.H. Schubert aus dem N1 Hengstenberg hat Bonwetsch separat veröffentlicht (BONWETSCH, Leo; DERS., Schubert, 389–398); zu der geplanten Ausgabe der Briefe E.L. v. Gerlachs (vgl. BONWETSCH 1, 12) ist es nicht gekommen; gerade Gerlachs Briefe aber gehören zu den bedeutendsten Stücken des Nachlasses.

<sup>89</sup> Therese Hengstenberg (geb. 10. Okt. 1867) unterschrieb noch 1910 mit ihrem Mädchennamen, war also offensichtlich nicht verheiratet.

<sup>90</sup> Th. Hengstenberg an Harnack, Meran 17. Mai 1909: Staatsbibliothek PK Berlin, Acta

nächst nicht. Erst nach einem zweiten Vorstoß nahm er im Januar 1910 das „wertvolle[...] Geschenk“ im Namen der Bibliothek an.<sup>91</sup>

In der vorliegenden Untersuchung soll Hengstenbergs Denken und Handeln in seinen unterschiedlichen Bezugspfeln dargestellt und analysiert werden. Auf diese Weise sind vier Teile entstanden, die zwar im Zusammenhang gesehen werden wollen und erst so ein Gesamtbild ergeben, die aber dennoch auch separat gelesen werden können.<sup>92</sup> Die Aufteilung in die vier Themenbereiche Erweckungsbewegung, Theologie, Kirche und Politik wurde vorgenommen, um die durchgehenden Linien im Denken Hengstenbergs hervortreten zu lassen.<sup>93</sup> Eine chronologische Darstellung findet daher nur innerhalb der einzelnen Teile ihren Platz. Das hat den Nachteil, daß bestimmte Ereignisse in mehreren Teilen unter unterschiedlichen Gesichtspunkten vorkommen.<sup>94</sup> Gleichwohl sind die Vorzüge dieser Darstellung ungleich höher zu veranschlagen: Gedankengänge lassen sich stringent verfolgen und Entwicklungen klarer aufzeigen. Nicht zuletzt findet das Vorgehen darin seine Bestätigung, daß sich kirchengeschichtliche Darstellungen zum 19. Jahrhundert generell nicht in ein strenges chronologisches Korsett pressen lassen.<sup>95</sup> Abgesehen davon ist auch die Reihenfolge der vier Teile nicht völlig unchronologisch. Teil 1 behandelt vor allem den jungen Hengstenberg, die folgenden Kapitel umgreifen jeweils die ganze Lebensperiode, allerdings rückt der zeitliche Schwerpunkt der Darstellung von Teil 2 zu Teil 3 weiter nach hinten. Teil 4 erweitert schließlich die Perspektive hin zur „Partei Hengstenberg“. Ob das Verfahren angemessen ist, kann sich

---

KB III C 9 Bd. 21, f. 115. – Erstaunlicherweise war schon ihr der genaue Titel der EKZ nicht mehr vertraut.

<sup>91</sup> Harnack an Th. Hengstenberg, Berlin 7. Januar: ebd., f. 255. Zuvor hatte Therese Hengstenberg noch einmal persönlich bei Harnack vorgesprochen, vgl. dies. an dens., 5. Jan. 1910; ebd., f. 251 – damals wohnte sie noch in dem Haus ihres Großvaters, Roonstraße 7.

<sup>92</sup> Bezüge zwischen den verschiedenen Teilen werden durch Querverweise auf die jeweiligen Abschnitte kenntlich gemacht; wird nur auf eine Anmerkungsnummer verwiesen, bedeutet dies, daß sich Verweis und Anmerkung in demselben Teil befinden. – Es soll nicht verschwiegen werden, daß zwei kleinere Themenbereiche, die zur Charakterisierung Hengstenbergs nicht so zentral sind, aber gleichwohl interessant zu sein versprechen, für zukünftige Forschungen aufgespart wurden: Hengstenberg und die Freimaurer; Hengstenberg und die Juden.

<sup>93</sup> Den Hengstenbergdarstellungen, die rein chronologisch vorgehen, z.B. der Bachmann-Schmalenbachschen Biographie oder der Arbeit Wulfmeyers, gelingt es in der Regel nicht, den roten Faden einer bestimmten Frage zu verfolgen.

<sup>94</sup> Zum Beispiel die Gründung der EKZ oder der ‚Hallische Kirchenstreit‘.

<sup>95</sup> Ein Beispiel dafür ist die bereits erwähnte ‚Geschichte der Evangelischen Kirche der Union‘ (s. oben Anm. 8), die zwar vorgibt, chronologisch zu verfahren, aber nicht ohne Querschnitte und Rückblenden auskommt. In jüngster Zeit hat FRIEDRICH, Umbruch einen neuen Weg beschritten und das ganze Jahrhundert unter drei verschiedenen Dimensionen dargestellt (vgl. zur Begründung ebd., 9–12). Dieses Gliederungsprinzip hat Ähnlichkeiten mit dem hier gewählten.

aber erst im Rückblick zeigen. Daher wird die Frage im Schlußteil wiederum aufgenommen werden.

Die vorgenommene Einteilung erlaubt nicht nur die Konzentration auf jeweils einen thematischen Schwerpunkt, sie ermöglicht auch, unterschiedliche Personenkonstellationen in den Blick zu nehmen. Es ist nicht damit getan, eine Gestalt der Kirchen- und Theologiegeschichte ganz allgemein im Kontext des 19. Jahrhunderts zu verorten. Entscheidend für ihre Prägung und ihre Entwicklung sind jeweils ganz konkrete Begegnungen und Beziehungen, ihr geistiges und soziales Umfeld. Insofern ist Hausrath im Ansatz zuzustimmen, wenn er seiner Rothebiographie den Titel gibt: ‚Richard Rothe und seine Freunde‘<sup>96</sup>. In den vier Teilen der Arbeit wird daher auch jeweils Hengstenbergs Verhältnis zu einzelnen Personen besonders in den Blick kommen: z. B. zu Tholuck und Neander (1. und 2.1.1), zu Schleiermacher und dessen Schülern (2.2), zu Hofmann und Kahnis (2.3), zu Gerlach (3.1 und 4.3), zu Rothe (3.1.2), zu Stahl (3.2 und 4.3.2). Daneben wird möglichst genau und lebensnah untersucht, wann, wo und in welcher Form sich Hengstenberg mit neuen theologischen Entwürfen, wichtigen kirchlichen Bewegungen und gesellschaftlichen Umbrüchen konfrontiert sah.

Es wurde darauf verzichtet, eine geschichtliche Übersicht als Einleitung an den Anfang zu stellen. Der Zeitraum der Untersuchung umgreift ungefähr fünfzig ereignisreiche Jahre. Ein Überblick müßte in diesem Rahmen zwangsläufig zu ungebührlichen Verkürzungen führen; außerdem würde ein solcher nur die reichlich zur Verfügung stehenden Gesamtdarstellungen zum 19. Jahrhundert vermehren. Die Darstellung konzentriert sich daher auf ihren eigentlichen Gegenstand. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die geschichtlichen Kontexte bei seiner Erforschung immer präsent waren und jeweils dort in die Darstellung einfließen, wo ihre Vergegenwärtigung für den Gang der Untersuchung notwendig ist.

Der Hauptvorteil der thematischen Gliederung ist, daß Hengstenbergs Denkbewegungen im Zusammenhang verfolgt werden können. Sie dient damit dem Ziel der Arbeit: Hengstenbergs Position zu verstehen und auf ihre innere Plausibilität hin zu befragen. Freilich kann es nicht darum gehen, ihm ein „weißes Kleid an[zuziehen“, wie es in einer dankenden Zuschrift an Bachmann heißt.<sup>97</sup> ‚Tout comprendre, c’est tout pardonner‘ gilt nicht für die historische Forschung.

<sup>96</sup> Allerdings hätte Hausrath auch Rothes Gegner genauer in den Blick nehmen müssen. Hausrath hat viel Material verarbeitet, das heute nicht mehr zur Verfügung steht. Umso schwerer wiegt, daß er es mit dem Belegen von Zitaten nicht so genau nimmt und seinen positionellen Vorlieben freien Lauf läßt; vgl. zur Kritik der schwungvoll geschriebenen und durchaus unterhaltsamen, teilweise ins Karikierende gehenden Geschichtskonstruktion auch MASER, Kottwitz, der Hausrath im Blick auf Baron von Kottwitz „gehässige[...] Unkenntnis“ (ebd., 180, Anm. 109) attestiert.

<sup>97</sup> H. Funk an Bachmann, Lübeck 26. Okt. 1876: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 NI Bachmann, ohne Paginierung.

Das Verstehen soll vielmehr dazu beitragen, ein insgesamt klareres Bild von den Entwicklungen und Geschehnissen der Epoche zu bekommen. Dieser größere Horizont ist freilich nicht Teil der Arbeit. Die grundsätzlichen Debatten über die neuzeitliche Gestalt des Christentums und über das Verhältnis von Christentum und Moderne werden nicht explizit aufgegriffen. Das heißt nicht, daß solche Fragestellungen nicht immer wieder anklingen würden. Hengstenberg lebte in einem Jahrhundert der gesellschaftlichen und kirchlichen Umbrüche. Die Pluralisierung der religiösen Lebenswelten, die durch das Auseinandertreten von kirchlicher und außerkirchlicher Religiosität und das Aufkommen neuer Formen von „Säkularreligion“ hervorgebracht wurde,<sup>98</sup> trat im Laufe des 19. Jahrhunderts immer deutlicher hervor. Zugleich gilt – auch wenn man dem Paradigma der Säkularisierung nicht generell das Wort reden möchte<sup>99</sup> –, daß die bewußt religiöse Weltansicht zunehmend an Einfluß verlor. Dazu kamen die enormen sozialen Veränderungen im Zeitalter der Revolutionen und der Industrialisierung.<sup>100</sup>

In diesem Kontext war für Hengstenberg die entscheidende Frage, wie sich das Christentum behaupten würde und wie eine angemessene Gestalt von Theologie und Kirche aussehen müßte. Damit trat er in Konkurrenz zu anderen Entwürfen. Doch sollen weitergehende Theorien zu der Frage, in welchem Verhältnis die verschiedenen Entwürfe zur tatsächlichen Entwicklung und Gestalt des neuzeitlichen Christentums stehen, hier nicht entwickelt werden, da sich solche Theorien in der Regel systematisch-theologischen oder religionssoziologischen Konzeptionalisierungen verdanken. Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich darauf, Hengstenbergs Position möglichst präzise zu beschreiben.

---

<sup>98</sup> S. NIPPERDEY, *Umbruch*, 136–153; DERS., *Deutsche Geschichte*, 440–451.

<sup>99</sup> Vgl. zur Säkularisierungsdebatte zusammenfassend SCHIEDER, *Sozialgeschichte*, 16–19 und die ausführliche Diskussion des gegenwärtigen Forschungsstandes in dem Sammelband LEHMANN, *Säkularisierung*; zur Bedeutung der Säkularisierung aus juristischer Perspektive HECKEL, *Säkularisierung*, der zudem zu Recht auf die theologischen Befangenheiten beim Umgang mit dem Thema hinweist (ebd., 876–880).

<sup>100</sup> Stellvertretend für die vielen Darstellungen zum Thema sei nur auf GRESCHAT, *Zeitalter* verwiesen.

# 1 Hengstenberg und die Erweckungsbewegung

## 1.1 Bonn – Basel – Berlin

Zum Wintersemester 1819 nahm der gerade 17 Jahre alt gewordene Ernst Wilhelm Hengstenberg sein Studium an der im Jahr zuvor gegründeten Bonner Universität auf.<sup>1</sup> In der vorab vor Professoren der Universität abgelegten Maturitätsprüfung zeichnete er sich durch überdurchschnittliche Leistungen aus, obwohl er nie eine Schule besucht hatte. Stattdessen hatte ihn sein Vater Johann Heinrich Karl Hengstenberg (1770–1834) unterrichtet, der neben seinem Pfarramt kleinere wissenschaftliche Studien betrieb und dabei vor allem seine Vorliebe für Geschichte, Geographie und Poesie pflegte.<sup>2</sup> Später, als der Vater älter geworden war, hatte Ernst Wilhelm weitgehend auf eigene Initiative gelernt und sich mit Hingabe in lateinische und griechische Klassiker vertieft.

Sowohl der Studienort als auch das Studienfach waren naheliegend. Bonn war von Freiheit Wetter, einem oberhalb des Dorfes Wetter an der Ruhr – zwischen Wuppertal und Dortmund – gelegenen Ortes, wo der Vater Pfarrer war, nur wenige Tagesmärsche entfernt. Mit der Gründung der Bonner Universität waren zudem alle zuvor noch bestehenden Universitäten in den preußischen Westprovinzen aufgehoben worden, so daß es selbst für andere Studiengänge als den der evangelischen Theologie keine Alternative gegeben hätte. Daß Ernst Wilhelm Theologie studieren wollte, schien ohne große Überlegungen festzustehen. Nicht nur sein Vater hatte Theologie studiert, sondern bereits vor ihm konnte die Familie Hengstenberg auf eine bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Kette von Pfarrern blicken, die einem Pfarrhaus in Ergste in der Grafschaft Limburg in Westfalen entstammte. Wie seine Vorfahren war auch Hengstenbergs Vater reformiert. Er hatte zunächst eine Pfarrstelle in Fröndenberg versehen, wo Ernst Wilhelm am 20. Oktober 1802 zur Welt gekommen war, 1808 hatte er schließlich die reformierte Gemeinde in Freiheit Wetter übernommen. Zur Wahl des Studienfaches bedurfte es also keines besonderen inneren Impulses. Hengstenberg folgte der Familientradition. So gab er später als

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden BACHMANN 1, 1–24. Zur Geschichte der Universität Bonn BEZOLD, Geschichte; BRAUBACH, Kleine Geschichte.

<sup>2</sup> Unter seinen Veröffentlichungen, zu denen auch mehrere Lieder gehören, hat vor allem die ‚Geographisch-poetische Schilderung sämtlicher Deutschen Lande‘ (Essen 1819) eine gewisse Verbreitung erreicht.

Grund für seine Entscheidung an: „Schon in meiner frühen Jugend hatte mir der Wunsch meiner Aeltern und das Beispiel meines Vaters Lust und Liebe zum Studium der Theologie eingeflößt [...]“<sup>3</sup>.

Nach sieben Semestern schloß Hengstenberg im Januar 1823 sein Studium in Bonn mit einer Promotion im Bereich der Orientalistik an der philosophischen Fakultät ab. Sein Studienabschluß sowie sein Studienverlauf zeigen, daß er sich während seiner Bonner Jahre immer weiter vom Studium der Theologie, für das er sich 1819 eingeschrieben hatte, entfernt hatte.<sup>4</sup> Man kann nicht sagen, daß eine bewußte Entscheidung dahinter stand. Es war nicht unüblich, sich durch das Studium von Sprachen, Philosophie und Geschichte eine breite Grundlage für das Theologiestudium zu erarbeiten.<sup>5</sup> In Hengstenbergs Fall war diese Grundlegung allerdings zur Hauptbeschäftigung geworden. Ausschlaggebend war dafür einerseits seine stupende Sprachbegabung – er hatte bereits mit zehn Jahren begonnen, Latein zu lernen, beim Eintritt ins Studium beherrschte er bereits Französisch, Latein, Griechisch, Hebräisch und ein wenig Italienisch –, und andererseits der Bonner Orientalist Georg Wilhelm Friedrich Freytag (1788–1861), der Hengstenbergs Begabung wie auch seine Begeisterung für die Sprachen früh erkannte und bewußt förderte. So geriet der junge Student der Theologie mehr und mehr auf die Bahnen der Philologie.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> HENGSTENBERG, Lebensplan: BACHMANN 1, 329–332, hier 329; vgl. HENGSTENBERG, Vitae Suae Curriculum: BACHMANN 1, 326. Ein Original des mit den Promotionsthesen vom 18. Jan. 1823 gedruckten ‚Vitae Suae Curriculum‘ befindet sich in den Akten des Kultusministeriums, die auch eine maschinenabschriftliche Version des Lebensplanes enthalten, der wahrscheinlich Ende Jan. 1823 entstanden ist (GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert). Im folgenden werden jedoch beide Dokumente sowie die Promotionsthesen nach der zuverlässigen Transkription in BACHMANN 1 zitiert.

<sup>4</sup> Über Hengstenbergs Studium, den Umfang und die Art der besuchten Lehrveranstaltungen geben die Briefe an seine Eltern detailliert Auskunft. Sie finden sich – größtenteils wörtlich zitiert – bei BACHMANN 1, 65–109.

<sup>5</sup> Vgl. WISCHMEYER, Theologiae Facultas, 151; auch die Erwerbung des philosophischen Doktorgrades als Vorstufe für die eigentlich theologischen Grade war für die wissenschaftliche Laufbahn bis weit ins 19. Jh. hinein Standard. Allerdings legte man in der Regel zunächst das Erste Examen bei der Landeskirche ab (vgl. ebd., 64f.); darauf verzichtete Hengstenberg.

<sup>6</sup> Vgl. HENGSTENBERG 1, Lebensplan: BACHMANN, 329f.: „Obgleich treu meinem einmal gefaßten Entschlusse, der Theologie alle meine Kräfte zu widmen, kam ich doch bald theils durch eignes Nachdenken, theils durch den Rath meiner verehrten Lehrer, vorzüglich des Herrn Professors Freytag, dessen liebevoller und wahrhaft väterlichen Fürsorge ich mich gleich anfangs zu erfreuen hatte, zu der festen Ueberzeugung, daß das Studium der Theologie nur dann mit glücklichem Erfolge betrieben werden könne, wenn ihm manche Vorstudien in einem gewissen Umfange vorausgeschickt seien; und so entschloß ich mich denn, mich vorläufig diesen ganz hinzugeben [...]“. Daß diese Sicht tatsächlich auf Freytag zurückgehen dürfte, belegt ein Gutachten Freytags für einen Stipendienantrag Hengstenbergs vom 29. Juni 1821, in dem Freytag schreibt, daß sich Hengstenberg so dem Theologiestudium widmen wolle, daß „er sich in der ersten Hälfte erst eine allgemeine Bildung verschaffen und das betreiben will, was als Einleitung in die Theologie betrachtet werden kann. Nach meiner Ansicht ist dieses der richtigste Weg, den ein junger Mann betreten kann, die Einseitigkeit wird verhindert [...]“ (GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert).

Freytag, der seit 1819 als erster Vertreter seines Faches in Bonn wirkte, las neben dem Arabischen auch über alttestamentliche Bücher, denn die theologische Fakultät hatte in diesem Bereich nur wenig zu bieten.<sup>7</sup> Im ersten Semester besuchte Hengstenberg eine Jesajavorlesung bei ihm, die ihn zwar nicht überzeugte, aber dazu führte, daß er sich schon bald ganz auf Freytags eigentliches Fachgebiet hinüberziehen ließ.<sup>8</sup> Freytag erhoffte sich viel von Hengstenberg, der „als Arabist Hervorragendes zu leisten versprach“<sup>9</sup>, und lobte ihn als seinen besten Schüler.<sup>10</sup> Mit ähnlicher Frequenz, wie Hengstenberg in Freytags Veranstaltungen anzutreffen war, hörte er auch Karl Friedrich Heinrich, den er „für den ersten Philologen in Deutschland“<sup>11</sup> hielt. Im Winter 1820 wird er seinem Wunsch entsprechend von Heinrich in das philologische Seminar aufgenommen, dem ansonsten nur reine Philologen angehörten.<sup>12</sup> Dazu trat seit Sommer 1821 die intensive Beschäftigung mit der Philosophie, die in Bonn erst mit der Berufung Christian August Brandis' (1790–1867) im April 1821 einen bedeutenden Vertreter erhalten hatte.<sup>13</sup> Brandis, an den sich Hengstenberg sogleich anschloß, dürfte neben Freytag den größten Einfluß auf die wissenschaftliche Entwicklung des jungen Theologen genommen haben. Sein Schwerpunkt lag im Bereich der antiken Philosophie, doch auch zum gründlichen Studium der Kantischen und Fichteschen Schriften regte er seine Studenten an. Von Hegel war Brandis unbeeindruckt. Seine eigene Prägung hatte er durch Jacobi und Schelling erhalten, aber auch und besonders durch Schleiermacher, auf dessen jüngst erschienene Glaubenslehre er Hengstenberg schon früh aufmerksam machte.<sup>14</sup> Auch Brandis hatte von Hengstenberg eine hohe Meinung und lobte den „Umfang und die Sicherheit seiner Kenntnisse, sein Streben nach scharfer Begriffsbestimmung und sein[en] Sinn für den systematischen Zusammenhang in philosophischen Lehrgebäuden“<sup>15</sup>.

<sup>7</sup> BEZOLD, Geschichte, 248.

<sup>8</sup> BACHMANN 1, 67f.

<sup>9</sup> BEZOLD, Geschichte, 248.

<sup>10</sup> Hengstenberg an die Eltern, Bonn 16. Dez. 1819: BACHMANN 1, 70.

<sup>11</sup> Brief an die Eltern, Bonn 29. Jan. 1820: BACHMANN 1, 71; vgl. BEZOLD, Geschichte, 232–234.

<sup>12</sup> BACHMANN 1, 75.

<sup>13</sup> Zu Brandis, der selbst Theologie, Philologie und Philosophie studiert hatte, vgl. BEZOLD, Geschichte, 228–230 und v. a. TRENDELENBURG, Brandis. Er war von der Berliner Akademie mit der Herausgabe der Aristotelesausgabe betraut worden. In theologischen Fragen stand er Twisten, Nitzsch und vor allem Schleiermacher nahe, dessen Staatslehre er aus dem Nachlaß herausgab (vgl. TRENDELENBURG, Brandis, 16f.).

<sup>14</sup> Vgl. HENGSTENBERG, Vorwort, EKZ 84 (1869), Sp. 28.

<sup>15</sup> So in einem Empfehlungsschreiben für Hengstenberg: „Sehr bald nachdem ich mein hiesiges Lehramt angetreten, ward mir dieser junge Mann näher bekannt u. veranlasste mich durch den selbstthätigen Eifer, mit dem er sich meinen Vorlesungen über die Geschichte der älteren Philosophie u. über die Aristotelische Metaphysik Theil nahm [sic!], wöchentlich einen Abend mit ihm und einigen seiner Freunde die vorgetragenen Gegenstände näher zu erörtern und zu besprechen. Der Umfang und die Sicherheit seiner Kenntnisse, sein Streben nach scharfer Begriffsbestimmung u. sein Sinn für den systematischen Zusammenhang in philosophischen Lehrgebäuden haben mir in jenen Unterhaltungen sehr grossen Genuss gewährt. Obgleich dieselben ihrem Zweck gemäss, vorzüglich auf Gegenstände der älteren Philosophie gerichtet waren, so veranlassten sie doch häufig genug auch über neuere Philosophie zu reden, um mir die Ueberzeugung zu gewähren, dass Herr *Hengstenberg* in ihr, besonders durch ein sehr gründliches Studium der Kantischen und Fichteschen Schriften einen tüchtigen Grund für fernere Forschungen gelegt u. keineswegs bloss philosophische Lehr-

So wird die theologische Fakultät in Hengstenbergs Bonner Briefen an seine Eltern so gut wie gar nicht erwähnt. Seit ihren Anfängen zeichnete sie sich dadurch aus, daß die Aufklärungstheologie in ihr nicht mehr zur Dominanz gelangen konnte.<sup>16</sup> Stattdessen nahm sie eine vermittelnde Richtung ein, die Schleiermacher folgte. Neben den jüngeren Ordinarien Friedrich Lücke, Karl Heinrich Sack und Johann Karl Ludwig Gieseler lehrte als älterer Kollege Johann Christian Wilhelm Augusti. Zu ihnen gesellte sich im Sommer 1821 Carl Immanuel Nitzsch. Einzig den Kirchenhistoriker Gieseler kann man mit gewissem Recht als „Vertreter des historisch-kritischen Rationalismus“<sup>17</sup> bezeichnen, und er ist zugleich der einzige, der in Hengstenbergs Studienberichten lobende Erwähnung findet.<sup>18</sup>

Es spricht alles dafür, daß Hengstenberg mit dem Abschluß seines Studiums nicht zufrieden war. Er hatte die philosophische Magisterprüfung und das Doktorexamen zwar mit Bravour bestanden,<sup>19</sup> seine Dissertationsschrift war ihm aufgrund einer erfolgreichen Preisarbeit über einen arabischen Schriftsteller erlassen worden, und der Minister forderte ihn bereits auf, seinen Lebensplan einzureichen, doch jetzt scheint dem Doktor der Philosophie wieder seine ursprüngliche Absicht, Theologe zu werden, deutlich ins Bewußtsein getreten zu sein. So schrieb er in seinem Lebensplan an den Minister bereits Ende Januar 1823: „Mein sehnlichster Wunsch aber ist es, jetzt mich mit Eifer und Fleiß auf das Studium der theologischen Wissenschaften zu legen und meine früheren Beschäftigungen zwar keineswegs aufzugeben, allein sie doch mehr in den Hintergrund treten zu lassen.“<sup>20</sup> Als Wunschort für dieses Studium nannte er schon zu diesem Zeitpunkt Berlin.<sup>21</sup>

---

meinungen historisch in sich aufgenommen.“ (Brandis an Rehfuës, Bonn 17. Jan. 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert).

<sup>16</sup> Vgl. die Charakterisierung der Fakultät bei BEZOLD, 180–191 und bei RITSCHL, Fakultät, 4–6.7–14.86f.

<sup>17</sup> BEZOLD, Geschichte, 185.

<sup>18</sup> Hengstenberg an den Vater, Bonn 6. Juni 1820: BACHMANN 1, 74f.; Ders. an die Eltern, Bonn 10. Dez. 1821: BACHMANN 1, 80. Er hat sich ihm dennoch nicht angeschlossen, wie er im Rückblick schreibt: „[...] Lücke und Gieseler, die es noch immer nicht verschmerzen zu können scheinen, daß ich nicht ihr Schüler gewesen, werden eher gegen, als für mich wirken [...]“ (Ders. an den Vater, Basel 13. Juni 1824: BACHMANN 1, 149).

<sup>19</sup> Der außerordentliche Regierungsbevollmächtigte für die Universität Bonn Ph.J. von Rehfuës (vgl. VARRENTTRAPP, Schulze, 324) bezeichnet Hengstenberg gegenüber dem Ministerium als „einen der hoffnungsvollsten jungen Männer, welche hier ihre Bildung genossen [...]“. Es ist nur eine Stimme, daß die Fakultät seit ihrer Existenz noch keine Promotion vorgenommen, welche einen so würdigen Mann getroffen habe.“ (Rehfuës an Altenstein, Bonn 4. März 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1; vgl. BACHMANN 1, 98).

<sup>20</sup> HENGSTENBERG, Lebensplan: BACHMANN 1, 331. – Am 22. Januar 1823 hatte ihn Minister Altenstein aufgefordert, „mich mittelst des Herrn Rehfuës von Ihrem weiteren Lebensplane in nähere Kenntniß zu setzen“ (GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert); er dürfte dieser Aufforderung kurze Zeit später gefolgt sein. Bereits seit 1820 hatte Hengstenberg ein jährliches Stipendium von 50 Talern vom Ministerium erhalten (s. ebd. die diesbezüglichen Anträge und Bewilligungen), vgl. dazu unten 4.1.

<sup>21</sup> HENGSTENBERG, Lebensplan: BACHMANN 1, 331.

Ein weiteres Zeugnis für diese Sicht der Dinge bieten seine Bonner Doktorthesen, die sich mit philologischen und philosophischen Fragen beschäftigen.<sup>22</sup> Sie wurden bisher häufig herangezogen, um den Unterschied zwischen Hengstenbergs Bonner Ansichten und seiner späteren Berliner Position aufzuzeigen, schreibt er doch in These 2: „Die theologische Interpretation des Alten Testaments ist von keinem Werte.“<sup>23</sup> Doch gilt es hier dreierlei zu beachten: Erstens gibt Hengstenberg kurz später zu bedenken, daß man die Thesen als das lesen müsse, was sie sind: als Spitzensätze, die zur Diskussion in einer Disputation anregen sollen. Zweitens gesteht er ein, daß sich jene These vor allem dem Einfluß Freytags verdanke.<sup>24</sup> Drittens aber zeigt der Zusammenhang der Thesen und das mit ihnen eingereichte ‚Curriculum Suae Vitae‘, daß es dem Promovenden vor allen Dingen darum ging, die Bedeutung der philologischen Studien für die Theologie hervorzuheben. Wenn die Thesen überhaupt etwas über Hengstenbergs theologische Einstellungen zu erkennen geben, dann nur so viel, daß er eine rein theologische Beschäftigung mit den Texten des Alten Testaments, welche die philologischen Fragen ausblendet, ablehnte.<sup>25</sup> Dementsprechend betonte er bereits in seinem den Thesen mitgegebenen curriculum vitae nachdrücklich die Notwendigkeit philologischer Kenntnisse für die theologische Bildung: „Aber eingedenk der Tatsache, daß sich das Studium der Theologie, wenn es recht eingerichtet wird, auf das Studium der Philologie und Philosophie stützt, beschloß ich, mich vor allem diesen Fächern zu widmen.“ Bezogen auf das Alte Testament bedeute dies:

„Da ich erkannte, daß eine solide Theologie vor allem das Studiums der im strengen Sinne so genannten orientalischen Sprachen benötigt, weil ohne deren Hilfe der Zugang zu jener ersten und letzten Quelle der Theologie nicht ausreichend offensteht,

---

<sup>22</sup> HENGSTENBERG, *Theses Controversae*: BACHMANN 1, 328f. Thesen „theologischen [...] Inhalts“ (BACHMANN 1, 96) sind strenggenommen nicht darunter, denn auch bei den Thesen zum Alten Testament geht es – wie These 2 (s.o.) bekräftigt – nur um Philologie. Die Reihe behandelt zunächst philologische Fragen (Th. 1–12), dann den Zusammenhang von Philologie und Philosophie (Th. 12) und schließlich philosophische Themen (Th. 13–23).

<sup>23</sup> „Theologica Veteris Testamenti interpretatio nihili est.“ (BACHMANN 1, 328).

<sup>24</sup> „Am 18. habe ich promoviert und mich mit sechs Opponenten über vier Stunden lang tapfer herumgestritten. Auch Professor Sack opponierte ex corona. Ich hatte nämlich auf Verlangen des Prof. Freytag, obwohl höchst ungern, eine thesis gegeben: ‚theologica Veteris Testamenti interpretatio nihili est‘ [...] Ueberhaupt hat diese thesis eine große Celebrität erlangt. Bedächte man, was eine thesis ist und sein soll, und wüßte man überhaupt, auf welche unschuldige Weise ich dazu gekommen bin, so würde man kein solches Aergernis daran nehmen. Doch wollen die Herren es nun einmal so nehmen, so sage ich von Herzen: habeant sibi. Thut man doch gerade, als habe ich das Dasein Gottes geleugnet!“ (Hengstenberg an einen unbekanntem auswärtigen Freund: BACHMANN 1, 97).

<sup>25</sup> Vgl. seine dritte These: „Keiner ist Theologe, der die hebräische Sprache nicht gut kennt.“ – „Nemo theologus, qui linguam Hebraicam non bene novit.“ (BACHMANN 1, 328).

setzte ich das Studium der hebräischen Sprachen unter der Leitung des berühmten Professors Freytag fort.“<sup>26</sup>

Die Betonung der Notwendigkeit von philologischen Studien im Blick auf die Theologie war für Hengstenberg mehr als eine rein wissenschaftliche Feststellung. Sie diente ihm, wie die beiden Zitate zu erkennen geben, gleichzeitig zur Rechtfertigung seines persönlichen Bildungsweges. Hengstenberg stand nach Abschluß seines Studiums vor dem Dilemma, daß er sich dem Minister für eine theologische Laufbahn empfehlen wollte, seine bisher erworbenen wissenschaftlichen Meriten aber ausschließlich dem Bereich der Philologie entstammten. Doch nur sie waren ihm Garant für seine weitere Karriere. Insofern ist es gut nachvollziehbar, daß er – beides kombinierend – die Bedeutung der Philologie für die Theologie in den Vordergrund rückte. Gleichzeitig erklärt sich von daher, warum er dies später nicht mehr in diesem Maße tun wird.

Warum er seinen Blick nun ganz auf die Theologie richten wollte und sich dem Minister auf diese Weise präsentierte, begründete Hengstenberg in seinem ‚Lebensplan‘ nicht. Für einen Studenten der Theologie war dies auch nicht unbedingt notwendig. Eher könnte man fragen, warum er nicht die Möglichkeiten nutzte, die sich im Bereich der Orientalistik, nicht zuletzt durch die Förderung Freytags, boten.<sup>27</sup> Eine eindeutige Antwort darauf bieten die Quellen aber auch nicht. Die Vermutung liegt nicht fern, daß die orientalischen Studien Hengstenberg nicht mehr befriedigten.<sup>28</sup> Vielleicht war ihm auch deutlich geworden, daß sein Weg eine Richtung genommen hatte, die seinem ursprünglichen Plan nicht entsprach. Zwar war die Entscheidung für das Theologiestudium, wie bereits erwähnt, vor allem der Familientradition und dem Einfluß des Vaters zu verdanken und insofern nicht besonders originell gewesen, für das Studium der Orientalistik hatte er sich jedoch gar nie bewußt entschieden.

<sup>26</sup> „At intelligens, theologiae studium, si recte instituat, niti studiis Philologiae et Philosophiae, his disciplinis ante omnes me tradendum statui.“ (HENGSTENBERG, *Vitae Suae Curriculum*: BACHMANN 1, 326) „Intelligens vero, theologiam solidam maxime egere studio linguarum Orientalium strictius ita dictarum, cum sine earum ope accessus ad primum illum et ultimum theologiae fontem non satis pateat, linguae Hebraicae studium continuavi sub auspiciis Cl. Freytagii [...]“ (ebd., 337).

<sup>27</sup> Laut BACHMANN 1, 114 hatte Hengstenberg auch schon im Jan. 1823 einen „Antrag des Ministeriums: ‚auf zwei Jahre auf Staatskosten nach Paris zu gehen, um sich dort für das Orientalische auszubilden, [...]‘ abgeschlagen. In den Akten des Ministeriums finden sich dazu keine Angaben, Bachmann beruft sich auf einen – heute nicht mehr auffindbaren – Brief Hengstenbergs an einen Freund (Keetmann). Allerdings gibt Hengstenberg in seinem Lebensplan den Hinweis, daß er sich durchaus vorstellen könne, im Anschluß an seine Theologieausbildung in Berlin „sich eine Zeit lang in Paris“ aufzuhalten (in: BACHMANN 1, 331).

<sup>28</sup> Ähnliches sagt er, allerdings im Rückblick, über seine philosophischen Studien: „Meine ganze zu nehmende Richtung hat sich schon zu Ende des letzten Winters, den ich in Bonn zubrachte, entschieden. Dort hatte ich schon die Nichtigkeit der Philosophie erkannt und mich von ihren lästigen Fesseln befreit [...]“ (Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Pfingsten 1825: BACHMANN 1, 108).

Festzuhalten ist jedenfalls, daß für Hengstenberg beim Abschluß des Bonner Studiums der Entschluß feststand, sich nun entschieden der Theologie zuzuwenden und das Versäumte nachzuholen. Warum aber gerade in Berlin? Die Antwort fällt leicht, wenn man die Alternativen betrachtet. Seit 1818 – und bis 1866 – gab es in Preußen sechs Universitäten: Berlin, Bonn, Breslau, Greifswald, Halle und Königsberg. Universitäten außerhalb Preußens kamen für Hengstenberg auch später nicht ernsthaft in Betracht.<sup>29</sup> Bonn schied aus zwei Gründen aus: Einmal hatten die theologischen Ordinarien schon in den zurückliegenden Jahren keine Faszination auf ihn ausüben können, des weiteren wäre es ihm in Bonn unmöglich gewesen, sich von Freytag und der Orientalistik zu emanzipieren.<sup>30</sup> Mit Halle stand es, was die Anziehungskraft der theologischen Fakultät anging, nicht besser. Als Gralswächter des Rationalismus bot die Fakultät Hengstenberg schwerlich eine Alternative zu Bonn. Breslau, Greifswald oder gar Königsberg lagen in zu großer Distanz zur Heimat, kamen also auch nicht in Frage. So empfahl sich Berlin wie von selbst. Dazu kam, daß von den preußischen Universitäten die aufstrebende Berliner Universität Mitte der 20er Jahre die meisten Studenten hatte.<sup>31</sup> In unmittelbarer Nachbarschaft zur Königlichen Bibliothek bot sie zudem bessere Arbeitsmöglichkeiten als jede andere, und nicht zuletzt hatten die theologischen Lehrer einen weit ausstrahlenden Ruf: Außer Schleiermacher lehrten dort Marheineke und Neander. De Wettes Lehrstuhl war noch unbesetzt und sollte erst im April 1823 mit Tholuck als außerordentlichem Professor einen gewissen Ersatz bekommen. Darauf wird später zurückzukommen sein.<sup>32</sup>

<sup>29</sup> Einerseits weil er sich – die akademische Laufbahn anvisierend – die Option offen halten wollte, irgendwann nach Bonn und damit in die Nähe der Familie versetzt werden zu können, andererseits empfand er wohl auch eine innerliche Bindung an Preußen.

<sup>30</sup> Sein zwiespältiges Verhältnis zu Bonn zeigt sich später in einem Brief vom 13. Juni 1824 (Basel) an den Vater, in dem er den durch Eylert angeregten Versuch des Vaters, für Hengstenberg eine Stellung in Bonn zu erreichen, mit folgenden Einwänden quittiert: „Die Nachrichten, die Du mir in Deinem lieben Briefe aus dem Briefe von E. mittheilst, haben mich sowol erfreut, als befremdet. Denn ich muß Dir gestehen, daß ich sehr an dem glücklichen Gelingen Deiner Bemühungen zweifele. Wahrscheinlich wirst Du schon in Bonn nicht ganz die gewünschte Unterstützung gefunden haben. Denn die theologische Facultät, auf die es doch ziemlich viel ankommt, weil E. wol nur auf die Besetzung der theologischen Facultät großen Einfluß hat, wird sich schwerlich zu meinen Gunsten vereinigt haben. [...] Freytag wird auch nicht recht wissen, wie er sich dabei benehmen soll, da seine Liebe zu mir und seine Liebe zu sich selbst in Collision kommen. Hätte ich ihm vorher schreiben können, so würde ich ihm gezeigt haben, daß wir sehr gut nebeneinander bestehen können [...]“ (BACHMANN 1, 149). – Unter diesem Gesichtspunkt ist es durchaus stimmig, daß sich Hengstenberg gleichwohl vorstellen konnte, Freytag in Bonn zu vertreten (vgl. BACHMANN 1, 142f.).

<sup>31</sup> Vgl. TURNER, Universitäten, 224; für die Zeit nach 1830 TITZE, Datenhandbuch 1/2, 31f.

<sup>32</sup> Der Oberhofprediger Wilhelm von Hengstenberg, ein entfernter Vetter, der in der Berliner Anfangszeit viel gemeinsam mit E.W. Hengstenberg unternahm, mutmaßt im Rückblick bezüglich der Wahl Berlins: „ich möchte glauben, seinem damals soeben aufge-

Daß Hengstenberg die Universität mit den besten Arbeitsmöglichkeiten und einer vielversprechenden theologischen Fakultät aufsuchen wollte, hing vor allem damit zusammen, daß er in einem Punkt seinem bisher eingeschlagenen Weg treu bleiben wollte: Ermutigt durch die Förderung Freytags und Brandis, durch seine erfolgreiche Preisarbeit und sein gelungenes Doktorexamen strebte er nach wie vor ein akademisches Lehramt an, nun aber ein theologisches. Auch das gab er dem Minister unmißverständlich zu verstehen:

„Da ich nun womöglich mich zu einem academischen Lehramt vorzubereiten denke, so habe ich mir aus dem Kreise der theologischen Wissenschaften vorzüglich die Exegese und die Kirchengeschichte zu einer gelehrten Behandlung ausgeschieden. [...] Da ich in der Kirchengeschichte schon insoweit eine Uebersicht erlangt habe, daß ich mit Erfolg zu den Quellen selbst zurückgehen kann und da auch die Exegese einen literarischen Apparat erfordert, wie man ihn an wenigen Orten findet, so wünsche ich sehr, mich einige Zeit in Berlin aufhalten zu können, theils um die dortige Bibliothek zu benutzen, theils um einigen, wenn auch nur wenigen, Vorlesungen dortiger Professoren beizuwohnen.“<sup>33</sup>

Indes, die Berliner Pläne zerschlugen sich. Zwar stellte das Ministerium einen Antrag an den König, Hengstenberg eine außerordentliche Unterstützung von 400 Talern für ein Jahr zu gewähren, damit er sich in Berlin der theologischen Wissenschaft widmen könne, und machte sich damit die Empfehlung des für die Bonner Universität zuständigen außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten uneingeschränkt zu eigen, der an Hengstenberg gerühmt hatte, „daß in seinem ganzen Wesen und Streben ein besonderer Ernst ist, und man darf vielleicht behaupten, daß selten die schönsten Hoffnungen schon so frühe und fest begründet wurden“<sup>34</sup>. Friedrich Wilhelm III. sah zu einer finanziellen Förderung jedoch keinen Anlaß.<sup>35</sup> Hengstenberg, durch die königliche Entscheidung „zwar etwas überrascht, doch keinesweges entmuthigt“<sup>36</sup>, mußte sich anders orientieren, und schon am 25. Juli 1823 berichtete er dem Ministerium von einer durch Freytag vermittelten Gelegenheit, als Privatlehrer nach Basel zu

---

gangeren christl. Glaubens-Leben habe die damals hier herrschende Athmosphäre (?) mehr zugesagt als die Bonner Luft u. andererseits habe das Erkennen dessen, was Männer wie Schleiermacher, Neander und Marheinecke gegenüber, der Kirche auf dem Gebiete theologischer Wissenschaft Noth thun u. das Erkennen der von Gott ihm verliehenen Gaben und Gnaden wesentlich mit dazu beigetragen.“ (W. v. Hengstenberg an J. Bachmann, Berlin 17. Jan. 1873: UB Rostock, Mss. Meckl. P 107/1 N1 Bachmann, ohne Paginierung).

<sup>33</sup> HENGSTENBERG, Lebensplan: BACHMANN 1, 331.

<sup>34</sup> Rehfuß an Altenstein, Bonn 4. März 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert (abgedruckt bei BACHMANN 1, 97f.). Rehfuß stützt seine Empfehlung auf Gutachten Freytags und Brandis', die sich ebenfalls in den Akten finden. Der Antrag des Ministeriums datiert vom 9. Mai.

<sup>35</sup> Friedrich Wilhelm an Altenstein, Berlin 15. Mai 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert. Vgl. BACHMANN 1, 114f.

<sup>36</sup> Hengstenberg an das Ministerium, Wetter in der Gft. Mark Datum unleserlich, wohl: 17. Juli, eingegangen am 25. Juli 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1 (abgedruckt bei BACHMANN 1, 116f.). Ebd. auch die folgenden Zitate.

gehen. Ein junger Herr, der cand.theol Stähelin,<sup>37</sup> wünsche, „daß ich auf ein Jahr zu ihm nach Basel kommen möge, um ihm Unterricht im Arabischen, Syrischen und Chaldäischen zu ertheilen.“

„Ich würde dadurch Zeit erhalten, mich dort ein Jahr lang sorgenfrei durch Privatstudium für meinen künftigen Beruf auszubilden, wozu mir die dortige Bibliothek die nöthigen Hülfsmittel liefern würde. Selbst der Unterricht, den ich zu geben hätte, würde für mich die beste Vorbereitung auf meinen künftigen Beruf seyn. Nach Verlauf dieses Jahres wünschte ich dann um Michaelis 1824 nach Berlin zu gehen, um mich dort als Privatdocent in der Theologie und in den Orientalischen Sprachen habilitiren zu können.“

Der Minister hatte gegen Hengstenbergs Plan keine Bedenken, legte ihm aber in einem Schreiben an seinen Vater<sup>38</sup>, der den Antrag unterstützt hatte, nahe, sich in Basel jeder Verbindung zu „der diesseitigen K.[öniglichen] Regierung anstößigen Männern“ zu enthalten und daher jeden Kontakt mit der Universität in Basel zu meiden,<sup>39</sup> „um seiner künftigen Anstellung im diesseitigen K.[öniglichen] Staatsdienste keine Hindernisse in den Weg zu legen“. Im übrigen sei „es dem Ministerium genehm, daß Ihr Sohn sich demnächst bei der hiesigen theologischen Fakultät habilitiren will, und darf er bei seinem Vorhaben auf die Unterstützung des Ministerii hoffen.“

Der von Anfang an auf ein Jahr begrenzte Aufenthalt in Basel änderte also nichts an Hengstenbergs Vorhaben, sich über kurz oder lang an der Berliner theologischen Fakultät zu habilitieren. Im Gegenteil: Gerade in Basel hoffte er, ein günstiges Umfeld für die Vorbereitung auf seine akademische Laufbahn zu finden. Berlin geriet ihm dabei keinen Moment aus dem Blick.

Bei dem jungen Privatlehrer für orientalische Sprachen, der am 26. September 1823 in Basel eintraf,<sup>40</sup> handelte es sich also um einen hoffnungsvollen und ambitionierten Doktor der Philosophie, dessen erste Veröffentlichung in der Fachwelt mit großem Wohlwollen aufgenommen worden war,<sup>41</sup> der sich im Blick auf seine weitere akademische Laufbahn sowohl der Unterstützung seiner Leh-

<sup>37</sup> Es handelt sich dabei um den späteren Theologieprofessor Johann Jakob Stähelin (1797–1875). Stähelin wurde über Hermann Ball aus Elberfeld, den er in Tübingen getroffen hatte, auf Hengstenberg aufmerksam, bevor er die Anfrage an Freytag richtete (vgl. BACHMANN 1, 115).

<sup>38</sup> Ministerium an Pfr. Hengstenberg, Berlin 4. Aug. 1823: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1, unpaginiert (abgedruckt bei BACHMANN 1, 118).

<sup>39</sup> In Basel hatten neben de Wette auch noch andere Liberale Zuflucht vor den preussischen Behörden gesucht; vgl. BACHMANN 1, 116 und unten Anm. 56.

<sup>40</sup> Auszüge aus der sehr lebendigen Schilderung der Reise, bei der es – häufig in Gesellschaft mit anderen Studenten – über Heidelberg, Tübingen und die schwäbische Alb zum Bodensee ging, findet sich bei BACHMANN 1, 119–123. Theologisches erscheint darin nicht, obwohl Hengstenberg in Tübingen mit Ernst Gottlieb Bengel und Johann Christian Friedrich Steudel zusammentraf.

<sup>41</sup> Vgl. zu den erschienenen Rezensionen BACHMANN 1, 98 mit Anm. \*).

rer als auch des preußischen Kultusministeriums sicher wissen durfte, von dessen theologischen Anschauungen aber bisher so gut wie gar nichts bekannt war, einmal abgesehen von einigen Thesen, die aber nicht im eigentlichen Sinne als theologische gelten dürfen und sich im wesentlichen dem Einfluß seines Lehrers Freytag verdanken. Man darf vermuten, daß Hengstenberg zu diesem Zeitpunkt in der Tat noch keinen ausgeprägten theologischen Standpunkt vertrat, sondern nach wie vor stark von der Frömmigkeit im Elternhaus und der Theologie des Vaters geprägt war.<sup>42</sup>

Ganz anders der junge Doktor der Philosophie, der ein Jahr später in Berlin ankam, um sich dort zu habilitieren. Er würde schon bald mit theologischen Anschauungen hervortreten, mit denen er auf andere Weise Anstoß erregen und für die er bekannt werden sollte. Es erstaunt daher kaum, daß schon Hengstenbergs Biograph besonderes Augenmerk auf den Baselaufenthalt gelegt hat.<sup>43</sup> Laut Bachmann sollte Basel „sein Damaskus werden, wo es auch ihm wie Schuppen von den Augen fiel und er den Herrn erkannte mit aufgedecktem Angesicht“<sup>44</sup>. Die jüngere Forschung hat diese Sicht bestritten, was im Blick auf die starke Formulierung nicht verwundern dürfte. Ob man – was zu dieser Bestreitung gehört – dem Baseler Aufenthalt aber tatsächlich kaum eigenständige Bedeutung für Hengstenbergs Entwicklung einräumen darf, die wesentlichen Impulse für seine Entwicklung vielmehr bereits in Bonn<sup>45</sup> oder erst in Berlin<sup>46</sup> zu suchen sind, ist eine nach wie vor unentschiedene Frage, zumal die Arbeiten, die sie bejahen, kaum triftige Gründe dafür angeben.<sup>47</sup> Einschneidend kann die Zeit in Basel für Hengstenberg auch dann gewesen sein, wenn man in ihr keinen „Durchbruch, ziemlich nach Art des alten Hallischen Pietismus“<sup>48</sup>, findet. Was hat es also mit dem Baseler Aufenthalt auf sich?

Hengstenberg tat in Basel zunächst das, was er sich vorgenommen hatte: Er verwirklichte seinen Entschluß, sich „mit Eifer und Fleiß auf das Studium der

<sup>42</sup> Vgl. zur inneren Haltung Hengstenbergs während seiner Studienzeit in Bonn die Zeugnisse bei BACHMANN 1, 99–109. Charakteristisch ist, daß er während dieser Zeit kaum einmal einen Gottesdienst besucht zu haben scheint. Später wird er rückblickend urteilen: „Ich hatte in meiner Jugend nie beten gelernt“ (ebd., 100).

<sup>43</sup> Zuvor betonten bereits die Leichenpredigt (WÖLBLING, Gotteskämpfer, 5) und die ersten Nachrufe auf Hengstenberg die Bedeutung des Baselaufenthaltes (SCHMIEDER, Hengstenberg, Sp. 750f.; KAHNIS, Gedächtniß, Sp. 419).

<sup>44</sup> BACHMANN 1, 109.

<sup>45</sup> KRAMER, Hengstenberg, 6.

<sup>46</sup> So WULFMEYER, Hengstenberg, 28 mit der Bestreitung der Bachmannschen Sicht ebd., 24–28 und schon KRIEGE, Kirchen-Zeitung 1, 18–20.

<sup>47</sup> Erstaunlicherweise wird es hauptsächlich mit dem „nüchterne[n] Verstand“ (WULFMEYER, Hengstenberg, 27) des „Verstandesmenschen“ (KRAMER, Hengstenberg, 6) Hengstenberg begründet, daß ihm eine so plötzliche Entwicklung oder gar „eine Erweckung“ (ebd.) nicht zugetraut wird. Auf derselben Linie liegt es, wenn der spätere Hengstenberg als Fremdkörper in der Erweckungsbewegung beschrieben wird, vgl. dazu unten 1.4.

<sup>48</sup> HIRSCH, Geschichte 5, 120; Hirsch dürfte hier einfach die Bachmannsche Sicht fortgeschrieben haben.

theologischen Wissenschaften zu legen<sup>49</sup>. Neben den drei Stunden Unterricht, die er dem cand. Stähelin täglich erteilte, blieb ihm dafür ausreichend Zeit, die er zum einen in intensive Hebräischstudien und zum anderen in die Erarbeitung von Kenntnissen im Bereich der Exegese und Kirchengeschichte investierte.<sup>49</sup> Seinen Briefen lassen sich abgesehen von einigen Werken, die er seinem Selbststudium zugrunde legte, vor allem die Fortschritte entnehmen, die seine Bemühungen machten. Bereits Ende Januar 1824 scheint er sich ein recht umfassendes Bild von der zeitgenössischen Exegese gemacht zu haben. Dabei war er zu der Erkenntnis gekommen, daß eine rein grammatisch-historische Auslegung des Neuen Testaments, „ohne selbst vom christlichen Geiste beseelt zu sein“, ihrem Gegenstand nicht angemessen sei.<sup>50</sup> Lange noch schwankend war er in seiner Beurteilung des Verhältnisses von Altem und Neuem Testament. Weder die ältere Ansicht, nach der AT und NT unproblematisch aufeinander zu beziehen seien, noch jüngere Ansichten – wie die Schleiermachers –, nach denen das Christentum vom AT weitgehend unabhängig sei, wollten ihm einleuchten.<sup>51</sup> Unverkennbar ist freilich, daß er sich den theologischen Fragen mit

<sup>49</sup> Schon im Oktober 1823 schreibt er an die Eltern: „Alle meine übrige Zeit verwende ich auf meine theologischen Studien, in denen ich sehr gut fortschreite“ (BACHMANN 1, 141). Brandis berichtet er am 4. Febr. 1824 von seinen Beschäftigungen (ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 167): „Auch das will ich nicht zu dem Unangenehmen in meiner Lage rechnen, daß ich mit Arbeiten überhäuft bin, weil das in der Natur der Dinge liegt und wohl immer so bleiben wird. Ich gebe an den meisten Tagen drei Stunden, zu denen die sorgfältige Vorbereitung ebenso viele Zeit wegnimmt, zuweilen noch mehr. Drei Stunden täglich verwende ich auf das Hebräische, besonders auf genaues Studium der Grammatik, deren bis ins Kleinste gehende Kenntniß mir zu meinen künftigen Vorträgen über dieselbe durchaus erforderlich ist. Den ganzen Abend verwende ich dann auf meine eigentlich theologischen Studien und vorzugsweise auf Exegese und Kirchengeschichte, die mir immer anziehender werden, je mehr meine Kenntnisse in ihnen zunehmen.“

<sup>50</sup> Brief an W. Keetmann, Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 159f. Im Gegensatz zu „der trockengelehrten Leipziger Schule“ (ebd., 159) vertritt er nun die Auffassung: „Diese grammatisch-historische Auslegungsart ist zwar gewiß die einzig richtige – aber es kommt darauf an, wie sie ausgeübt wird, und die von den Leipzigern aufgestellte Behauptung, daß das N. T. durchaus ebenso ausgelegt werden müsse, wie die heidnischen Schriftsteller, kann ich nicht für richtig halten. Denn ohne selbst vom christlichen Geiste beseelt zu sein, wird kein Exeget Etwas leisten, und seien seine grammatisch-historischen Kenntnisse noch so groß“ (ebd., 159f.). Neben dem Galaterkommentar des Leipzigers Winer hatte er exegetische Werke von Paulus, Rosenmüller, Kühnöl, Keil und – mit besonderer Freude – von Georg Christian Knapp studiert. Zudem hatte er de Wettes ‚Theodor‘ und Steffens ‚Über die falsche Theologie‘ sowie Neander gelesen (ebd.).

<sup>51</sup> Brief an W. Keetmann, Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 159: „Denn gerade über das A. Test. und über sein Verhältniß zum Neuen habe ich bis jetzt am Wenigsten ins Reine kommen können. Auf der einen Seite erscheint mir der Abstand des Christentums vom Judentum so ungeheuer groß zu sein, daß ich unmöglich der Ansicht der älteren Theologen, zu der auch jetzt die meisten Rationalisten, aber aus ganz andren Ursachen, sich bekennen, beitreten könnte, nach welcher das Judentum eine vollkommene Vorbereitung des Christentums und das Christentum nur eine Vollendung des Judentums sein soll; auf der andren Seite kann ich auch der Schleiermacherschen Ansicht, durch welche außerdem das Christentum eher verherrlicht als gefährdet würde, nicht entschieden beitreten, weil sie mir mit einigen deut-

einem sowohl wissenschaftlich als auch existentiellen Ernst widmete und sich nun auch die Begeisterung einstellte, die ihm seine früheren Studien allem Anschein nach nicht hatten bieten können. Während sein bisheriger Werdegang den Eindruck erweckt hatte, als ginge es ihm vor allem um wissenschaftlichen Fleiß und Ehrgeiz, so weisen seine Aussagen nun auf einen Erkenntniszweck hin, der über das reine Interesse an der Wissenschaft hinausgeht:

„Alle Zeit, die ich nur von meinen orientalischen Studien übrig behalten kann, verwende ich auf das Studium der Theologie, die mir täglich theurer wird. Ich habe lange gedarbt und mich mit elender Speise behelfen müssen; aber desto größer ist jetzt auch mein Verlangen nach der erquickenden Himmelspeise, die mir jetzt dargeboten wird. Ich freue mich, daß mein Wirken in eine Zeit fallen wird, die die reichsten Hoffnungen gewährt. Ueberall ist die Empfänglichkeit für das Höhere wieder angeregt; überall zeigen sich Spuren eines neu erwachenden religiösen Lebens. Mag dem Reinsten auch noch manches Unlautere sich beimischen; das Böse zeigt sich immer neben dem Guten. Das morsche Gebäude der Theologie ist eingestürzt und fröhlich wird man jetzt, nachdem der Schutt weggeräumt worden, einen neuen und herrlichern Bau auf dem Grunde beginnen, den keine Zeit erschüttert. Möchte auch ich dereinst würdig gehalten werden, an diesem Bau mitzuarbeiten! Nur diese Hoffnung verleiht mir noch einen fröhlichen Blick auf die Zukunft, und nur sie läßt mich nicht erliegen unter der Last des schon Gelernten und des noch zu Lernenden. Wahrlich, der Beruf eines Gelehrten ist der elendeste unter allen, wenn man ihn nicht von einem höhern Standpunkte und die Wissenschaften bloß als Mittel zu höheren Zwecken betrachtet.“<sup>52</sup>

Schon bald erklärte sich Hengstenberg bereit, nicht nur Stähelin zu unterrichten, sondern auch in der Baseler Missionsanstalt den zukünftigen Missionaren Arabischunterricht zu erteilen.<sup>53</sup> Er sah dies als weitere Möglichkeit an, sich für den künftigen Lehrberuf vorzubereiten. Eine besonders enge Beziehung zur Missionsanstalt scheint er dabei nicht geknüpft zu haben, und einzelnen Personen wie beispielsweise dem Direktor Christian Gottlieb Blumhardt oder dem neu als Lehrer aufziehenden Rudolf Stier stand er kritisch bis ablehnend gegen-

---

lichen Ausdrücken des N. Test. zu streiten scheint.“ An Brandis, Basel 4. Febr. 1824: ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 167: „Denn obgleich der Grundstein meiner Ueberzeugung unerschütterlich feststeht [...], so befinde ich mich doch in manchen keineswegs unwichtigen Dingen in einem Schwanken, aus dem ich mir bisher nicht heraushelfen konnte: besonders gehört dahin die Untersuchung über das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum. Die Schleiermachersche Ansicht, welche ungefähr mit der des Gnostikers Marcion zusammenfällt, hatte für mich früher viel Annehmliches; alleine sie streitet zu sehr mit den deutlichsten Aussprüchen des N.T., als daß ich ihr noch beistimmen könnte. Die Ansicht der älteren Theologen hingegen thut dem doch auf geschichtlichem Wege zu erforschenden Sinne des alten T. zu viele Gewalt an. Die Schwierigkeit der Sache zeigt sich erst recht, wenn man ins Einzelne eingeht. Ich wünschte umso mehr hierüber zur Klarheit zu gelangen, weil gerade die Erklärung des a.T. zumeist der Gegenstand meiner Bestrebungen seyn wird.“ Vgl. dazu unten 2.2.1.

<sup>52</sup> Brief an den Vater, 13. Juni 1824, Basel: BACHMANN 1, 169f.

<sup>53</sup> Vgl. BACHMANN 1, 136–139. Hengstenberg erwähnt den Unterricht in den ebd. zitierten Briefen an die Eltern, aber auch in dem Brief an Brandis, Basel 4. Febr. 1824: ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 167; vgl. auch Anm. 56.

über.<sup>54</sup> Der Kontakt zu seinen Schülern und der lebendige Umgang mit der Bibel, wie er ihn an Jahresfesten und in Prüfungen erlebte, trugen jedoch dazu bei, daß er die anfänglichen Vorurteile gegen die Missionsanstalt fallen ließ und sich gegen Ende seiner Baseler Zeit bewundernd darüber äußerte, „wie sehr das Ganze von echt christlichem Geiste beseelt ist“. Er mußte – entgegen früheren Befürchtungen – feststellen, daß die Schüler an der Missionsanstalt „nicht in den Ketten irgend einer finsternen Dogmatik liegen, sondern durch den freien Geist der gläubigen Liebe getrieben werden“<sup>55</sup>. Hatten ihn beim Studium der neutestamentlichen Exegese vor allem diejenigen Arbeiten überzeugt, die nicht nur trockene Gelehrsamkeit ausstrahlten, sondern „von christlichem Geiste beseelt“ waren, so war es diese Art des Umgangs mit der Bibel, die ihn auch an der Missionsanstalt faszinierte.

Die Lehrtätigkeit sowie das theologische Selbststudium ließen Hengstenberg wenig Zeit für das gesellschaftliche Leben in Basel. Zwar hielt er sich nicht streng an die Weisungen des Ministers, sich von den in Basel im Exil lebenden Deutschen fernzuhalten, sondern suchte in der ersten Zeit gerade zu ihnen Kontakt. Doch verständlicherweise waren die als Opfer der Demagogenverfolgungen in Basel gestrandeten Gelehrten vor allem an politischen Themen interessiert,<sup>56</sup> und das in einer Weise, die das Interesse des jungen Doktors an politischen Fragen eher hemmte als förderte.<sup>57</sup> Dazu kam in diesen Kreisen eine

<sup>54</sup> Vgl. Hengstenberg an seine Eltern, Basel 23. Nov. 1823: BACHMANN 1, 135 (zu Blumhardt); ders. an Keetmann, Basel 8. Juli 1824: BACHMANN 1, 163 f. (zu Stier); Blumhardt hielt Hengstenberg theologisch für zu „befangen“, an Stier kritisiert er die Bejahung der allegorischen Auslegungsart und seinen „geistlichen Stolz“.

<sup>55</sup> Hengstenberg an Keetmann, Basel 8. Juli 1824: BACHMANN 1, 165 f.; dort auch das vorige Zitat sowie eine sehr anschauliche und wenig beschönigende Schilderung eines Jahresfestes sowie der Examina.

<sup>56</sup> Vgl. zur Demagogenverfolgung NIPPERDEY, Deutsche Geschichte, 282–285; CLARK, Preußen, 459–463. – Am 24. Mai 1824 wurde in Preußen per Kabinettsordre „allen königlichen Unterthanen bey Verlust der Anstellungsfähigkeit und bei fiskalischer Androhung gegen Eltern und Vormündern, das Studium auf gedachten Universitäten“, nämlich Basel und Tübingen, untersagt (UA HU Berlin, Theolog. Fak. 18, f. 2). Darauf wandte sich sogleich Hengstenbergs besorgter Vater an den Minister, schilderte ihm, daß sich sein Sohn immer von der Universität in Basel ferngehalten „und bloß in der obern Klasse des Missionsinstituts einigen Unterricht im Arabischen erteilt“ habe; gleichwohl werde er seinen Baselaufenthalt sofort abbrechen, wenn das Ministium dies wünsche (Pfr. Hengstenberg an Altenstein, 1. Juli 1824: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1 [unpaginiert]).

<sup>57</sup> Hengstenberg an Brandis, Basel 4. Febr. 1824: ThULB Jena, NI Brandis, Nr. 167: „Natürlich schloß ich mich von Anfang an meist an die hier angestellten Deutschen an. Denn das Rescript von Berlin konnte und wollte ich nicht so auslegen, als ob man dadurch meine persönliche Freiheit beeinträchtigen wolle. Aber, obgleich gewiß mehr recht tüchtige und brave Leute unter ihnen sind, so sah ich doch bald, daß ein wahres Verhältniß zwischen mir und ihnen nicht möglich war. Bei allen hat das Politische alles andere verschlungen und durch die erlittenen Verfolgungen, sind die meisten zu einem Extrem hingetrieben, daß [sic!] ich durchaus nicht billigen kann. Aus dieser politischen Befangenheit geht dann nothwendig Intoleranz gegen fremde Meinungen, die im Umgange äußerst beschwerlich ist, hervor. Dazu kommt noch eine gewisse Bitterkeit gegen das Christenthum, die durch die Art

„gewisse Bitterkeit gegen das Christenthum“, die in ihrer Unversöhnlichkeit abschreckend auf ihn wirkte: „Glaube nur, die Dogmatik dieser Liberalen ist ebenso strenge, wie die eines orthodoxen Lutheraners im 17. Jahrhundert.“<sup>58</sup> Hengstenberg war in seiner Bonner Zeit an politischen Themen nicht uninteressiert gewesen. Doch schon in seinem letzten Semester in Bonn war eine Ernüchterung eingetreten, die sich in Basel verstärkte:

„Nachdem ich einmal das philosophische Fieber glücklich überstanden habe, wende ich mich immer mehr der Geschichte zu und kann daher nicht ihre überspannten Hoffnungen von der Zukunft theilen. Daß es auch in politischer Hinsicht besser werden muß und wird, davon bin ich zwar fest überzeugt, aber getrennt von einer Verbesserung des religiösen Zustandes, der ich freudig entgegensehe, hat für mich die politische gar keinen Werth; ja die äußere Freiheit erscheint mir sogar als verderblich, wenn sie nicht durch die innere, die nur durch die Religion und zwar nur durch eine geoffenbarte, nicht durch eine Vernunftreligion, von der man zwar hier Viel spricht, die aber in Wahrheit gar nicht existiert, bedingt wird.“<sup>59</sup>

Die Begegnungen mit den Deutschen verstärkten alles in allem nur das Gefühl der Einsamkeit. „Allein, daß ich mich hier doch nicht wohl fühle, liegt wohl mehr in meiner Individualität, wie in den äußeren Verhältnissen“, klagt er gegenüber Brandis.<sup>60</sup> Nachdem er zuvor immer in enger Gemeinschaft mit der Familie oder mit den Studienfreunden gelebt hatte und selbst auf seinen Reisen in den Semesterferien nur selten allein war, kam ihm Basel wie ein „Exil“ vor.<sup>61</sup> Sowohl für seine theologischen Fragen wie auch für seine persönlichen Bedürfnisse fehlte ihm der Austausch. Erst nach und nach wich im Frühjahr 1824 die „trübe Stimmung“<sup>62</sup>, die ihn den Winter über begleitet hatte.

Wenn der Aufenthalt in Basel für Hengstenbergs Entwicklung entscheidend war – und im Rückblick wird er dies selbst immer wieder betonen<sup>63</sup> –, dann

---

wie es hier in die Erscheinung tritt, noch gefördert wird.“ Vgl. auch den Brief an Keetmann, Basel Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 157; vgl. zum Umgang mit den Deutschen in Basel BACHMANN 1, 123f. – Selbst dem aus Preußen vertriebenen de Wette stattete Hengstenberg einen Besuch ab.

<sup>58</sup> Hengstenberg an W. Keetmann, Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 157.

<sup>59</sup> Hengstenberg an W. Keetmann, Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 157; vgl. auch unten Anm. 93.

<sup>60</sup> Hengstenberg an Brandis, Basel 4. Febr. 1824: ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 167.

<sup>61</sup> So im Rückblick Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Pfingsten 1825: BACHMANN 1,119; vgl. auch Hengstenberg an einen unbekanntem Baseler Freund, Berlin 2. Pfingsttag 1825: BACHMANN 1,156. Zu Hengstenbergs geselliger Lebensweise in Bonn s. ebd., 33–40,43–64.

<sup>62</sup> Hengstenberg an Brandis, Basel 4. Febr. 1824: ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 167 und Ders. an dens., Basel 5. Apr. 1824: ThULB Jena, N1 Brandis, Nr. 168 (über „die trübe Stimmung, welche mich diesen Winter sehr gequält hat“).

<sup>63</sup> Hengstenberg an Keetmann, Basel Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 158: „Es ist dies Jahr für mich ein sehr wichtiges gewesen; der frohe Glaube hat bei mir in ihm den bangen Zweifel überwunden und mein Beruf, zu dem mich von Kindheit an eine dunkle Ahnung hinzog, tritt mir jetzt mit immer größerer Klarheit vor die Seele. O wenn ich doch nur bald mich

nicht im Sinne einer plötzlichen Bekehrung, sondern vielmehr durch einen inneren Reifungsprozeß, der dadurch geprägt war, daß er, den bisherigen Beziehungen sowie der helfenden Begleitung entnommen und auf sich selbst gestellt, Halt und Austausch in der Lektüre theologischer Bücher suchen mußte. So erklärt sich seine Vorliebe für theologische Literatur, die sowohl wissenschaftlich als auch erbaulich ist. Da er zugleich während seines Baseler Aufenthaltes den Blick nie von Berlin abwandte, war es kein Zufall, daß es gerade Bücher Berliner Autoren waren, denen er wichtige Impulse verdankte. Aus seiner exegetischen und kirchenhistorischen Literatur hebt er nämlich immer wieder besonders zwei Autoren hervor: Neander und Tholuck.

Ende Januar 1824 schreibt Hengstenberg an seinen Studienfreund Wilhelm Keetmann:

„Recht dringend muß ich Dich bitten, die Neanderschen Schriften zu lesen. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß sie mir gewährt, wie oft sie mich aus meiner traurigen Stimmung gerissen haben, mit der ich Viel zu kämpfen habe [...]. In jeder Zeit des Christentums hat es einzelne Männer gegeben, die über ihrer Zeit standen und von ihren Gegensätzen nicht berührt wurden. Ein solcher Mann ist Neander. Er gehört nicht der streitenden Kirche an, deren Treiben so Manchen im Glauben wankend macht, sondern der unsichtbaren Kirche. Besonders empfehle ich Dir seinen Chrysostomus.“<sup>64</sup>

Neanders Schriften müssen einen großen Eindruck auf Hengstenberg gemacht haben, denn schon früh verbindet er seinen Blick auf Berlin mit dem Wunsch, in näheren Kontakt zu Neander zu treten.<sup>65</sup> Bereits im Oktober 1823 hatte

---

Dem ganz hingeben könnte, wofür ich immer mehr erglühe und was nur allein meinem Leben noch Werth giebt! Aber da muß erst die harte Schale durchbissen werden. Und wer weiß, ob ich nicht zu Grunde gehe, ehe ich zum Kern gelange.“ Hengstenberg an einen unbekanntem Baseler Freund, Berlin 2. Pfingsttag 1825: BACHMANN 1,155: „Ich sehe jetzt ein, daß der Aufenthalt in Basel, obgleich reicher für mich an Schmerzen als an Freuden, mir nicht vergeblich gewesen ist, sondern mir von der göttlichen Vorsehung zur Läuterung und Prüfung bestimmt war. Obgleich fest überzeugt von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums und entschlossen, seinem Dienste mich hinzugeben, glaubte ich doch, als ich nach Basel kam, noch immer, mein früheres politisches Streben mit dem Christentum verbinden zu können.“ Vgl. auch Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Pfingsten 1825: BACHMANN 1, 108.119 (s.u. Anm. 93).

<sup>64</sup> Brief an W. Keetmann, Ende Jan. 1824: BACHMANN 1, 160.

<sup>65</sup> Brief vom 23. Nov. 1823, Basel: BACHMANN 1, 142 (Empfänger dort ungenannt): „Dann freue ich mich darauf, den Professor Neander kennen zu lernen, den ich durch den echt christlichen Sinn, der sich in seinen trefflichen Schriften ausspricht, lieb gewonnen habe und der unter den jetzt lebenden Bearbeitern der historischen Theologie wol den ersten Rang behauptet.“ Ein halbes Jahr später hofft er, vom Direktor der Baseler Missionsanstalt eine Empfehlung zu bekommen: „Auch denke ich, durch ihn manche Empfehlung nach Berlin zu erhalten, besonders an Neander, mit dem ich sehr in nähere Verhältnisse zu kommen wünsche“ (Brief an den Vater, Basel 2. Juni 1824: BACHMANN 1, 138); vgl. den Brief an Keetmann, Basel 8. Juli 1824: BACHMANN 1, 163 und ebd., 158. Im Rückblick wird Hengstenberg bekennen, zwar nie zu Neanders Füßen gesessen zu sein, aber „doch durch seine Schriften einst in heftigen Kämpfen des alten und des neuen Lebens vielen Segen erhalten“ zu haben (Vorwort, EKZ 48 [1851], Sp. 17).

Hengstenberg Neanders ‚Denkwürdigkeiten‘ gelesen, doch wahrscheinlich war es speziell die Lektüre des ‚Chrysostomus‘, die ihn für diese Art der Theologie erwärmt hatte.<sup>66</sup> Das war sicher kein Zufall, denn das Buch trägt alle Eigenheiten von Neanders kirchengeschichtlicher Darstellungsweise: Es ist konzentriert auf das Leben eines Menschen, der in der Geschichte der Kirche eine wichtige Rolle spielt. Neander beschreibt Chrysostomus mit Einfühlung und Wärme, läßt ihn häufig selbst zu Wort kommen und macht sein Denken und Handeln auf eine Weise durchsichtig, daß sich auch die Glaubenden seiner Zeit darin wiederfinden können. Wenn er über den Kirchenvater sagt, daß „es sein eifriges Streben war, die Religion zur innigen Herzensangelegenheit aller Christen zu machen“<sup>67</sup>, dann läßt er ihn damit aussprechen, was ihm selbst Zentrum seines Arbeitens war. Den ‚Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums‘ (1823) hatte Neander die Meinung vorangestellt,

„daß die Kirchengeschichte, wenn sie gründlich untersucht und unbefangen, nicht durch die Brille irgend einer dogmatischen oder philosophischen Schule betrachtet wird, am meisten dazu dient, das Eigenthümliche und Göttliche in dem Wesen des Christenthums und den Wirkungen desselben an’s Licht zu setzen, und dadurch das Herz zu erwärmen und zu erbauen“<sup>68</sup>.

Wenn man Neander einen „Pectoraltheologen“ genannt und damit das Motto auf dem Widmungsblatt des ersten Bandes seiner ‚Allgemeine[n] Geschichte der christlichen Religion und Kirche‘ von 1826 – „Pectus est, quod theologum facit“<sup>69</sup> – zum Leitwort gewählt hat, dann mit guten Gründen. Was ihn von seinem Göttinger Lehrer Gottlieb Jakob Planck (1751–1833), dessen Name sich mit der nüchtern-kritischen, aber eben auch trockenen aufgeklärt-pragmatischen Kirchengeschichtsschreibung verbindet, unterscheidet, ist just die Betrachtung des Christseins als Herzensangelegenheit, die sowohl den Blick des Forschers bei der Auswertung der Quellen als auch seine Intention bei der Darstellung bestimmt. Unter diesem Gesichtspunkt leitet er in der Tat eine neue Epoche der Kirchengeschichtsschreibung ein. „Kirchengeschichte wurde bei ihm zur Geschichte des christlichen Lebens, dem christlichen Leben der Gegenwart verwandt, ohne mit der Gegenwart verwechselt werden zu können.“<sup>70</sup> Neander war überzeugt davon, daß man das christliche Leben in seiner ganzen

<sup>66</sup> NEANDER, AUGUST (Hg.), *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens*, Erster Band, Berlin 1823; DERS., *Der heilige Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter*, 2 Bde., Berlin 1821 f.

<sup>67</sup> NEANDER, *Chrysostomus* 1, 188.

<sup>68</sup> NEANDER, *Denkwürdigkeiten*, III.

<sup>69</sup> „Es ist das Herz, das zum Theologen macht.“ NEANDER, *Allgemeine Geschichte* 1/1 (1826), Widmungsblatt. Das Stichwort „Pectoraltheologie“ u. a. bei MEHLHAUSEN, *TRE* 24, 241. Eine ausgewogene Würdigung des Werkes von Neander bietet SELGE, *Neander*; vgl. auch DERS., *Kirchenhistoriker*, 410–419; unbefriedigend ist die Darstellung bei HIRSCH, *Geschichte* 5, 116–118.

<sup>70</sup> SELGE, *Neander*, 235 f. Ob man ihm darum gleich die Ehre eines „Vaters der neueren

Mannigfaltigkeit darstellen müsse und daß die Kirchengeschichte gerade dann, wenn sie „nicht durch die Brille irgendeiner dogmatischen oder philosophischen Schule betrachtet wird“, das „Eine in dem Mannigfaltigen erkennen läßt“<sup>71</sup>. Seine Darstellungen sollten daher immer beidem, „den Forderungen der Wissenschaft und jene[n] großen praktischen Bedürfnissen“ entsprechen, und die „Geschichte der Kirche Christi“ als „eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung“<sup>72</sup> zur Anschauung bringen. Hengstenbergs Äußerung über Neanders Schriften zeigt, daß ihm das gelungen ist.

Wissenschaft und Erbauung – Schriften, die beide Aspekte verbanden, machten in Hengstenbergs Baseler Zeit einen tiefen Eindruck auf ihn. So gewann er mit der Zeit auch einen Zugang zu Tholuck. Stand er Tholucks „düstere[r] Ansicht vom Christentum“<sup>73</sup> anfangs noch kritisch gegenüber, so scheint ihm die Begegnung mit den in Basel lebenden Deutschen Anlaß gegeben zu haben, der Tholuckschen Haltung zuzustimmen.<sup>74</sup> Besonders angetan war er von Tholucks Römerbriefkommentar, der „meist Gelehrsamkeit und christlichen Sinn auf eine glückliche Weise“ vereinige<sup>75</sup>, also wiederum beide Seiten zusammenbringt. Zunehmend richtete er seinen Blick darum nicht mehr nur auf Neander, sondern auch auf Tholuck.

Durch die Lektüre von Neanders und Tholucks Schriften hat sich Hengstenbergs Blick auf seinen weiteren Weg verändert. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, wie er gegen Ende der Baseler Zeit seinen Wunsch, in Berlin zu arbeiten, beschreibt. Es ist nun nicht mehr die rein wissenschaftliche Aussicht, die ihm Berlin reizvoll erscheinen läßt, sondern er empfindet nun „auch eine große Neigung, das dortige religiöse und theologische Leben durch eigene Anschauung kennen zu lernen“<sup>76</sup>.

„Besonders würde das dortige [scil. Berliner] rege wissenschaftliche und religiöse Leben für mich viel Anziehendes haben; obgleich an letzterem in Berlin sich viele Auswüchse zeigen mögen, so ist dies doch nicht der Fall, insofern es mit der Universität in Verbindung steht.“<sup>77</sup>

Zum wissenschaftlichen Interesse tritt nunmehr das anziehende religiöse Leben; für eine Verbindung von beidem stehen Neander und Tholuck.

---

Kirchengeschichtswissenschaft“ angeeignet lassen muß (UHLHORN, RE<sup>3</sup> 13, 686), ist fraglich.

<sup>71</sup> NEANDER, Denkwürdigkeiten, III f.

<sup>72</sup> NEANDER, Allgemeine Geschichte 1/1, VII.

<sup>73</sup> Hengstenberg, Basel 8. Okt. 1823: BACHMANN 1, 156 (Adressat nicht genannt): „Seine düstere Ansicht vom Christentum führt ihn so weit, daß er behauptet, die Vaterlandsliebe sei nichts als eine verfeinerte Selbstsucht.“

<sup>74</sup> Hengstenberg an einen Freund in Basel, 2. Pfingsttag 1825: BACHMANN 1, 155 f.

<sup>75</sup> Brief an Keetmann vom 8. Juli 1824: BACHMANN 1, 163.

<sup>76</sup> Brief an Keetmann, 8. Juli 1824, Basel: BACHMANN 1, 152.

<sup>77</sup> Brief an den Vater, 13. Juni 1824, Basel: BACHMANN 1, 171.

Hengstenbergs erste Kontakte zur Berliner Erweckungsbewegung entwickeln sich demnach aus der Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Publikationen der beiden Berliner Theologen. Es ist wichtig zu sehen, daß Hengstenberg die Schriften Neanders und Tholucks nicht deshalb las, weil er besonderes Interesse an den Schriften von Erweckten gehabt hätte. Es war die Art und Weise, wie sie Theologie trieben, die ihn in einer Phase der Suche in Basel faszinierte und – gemeinsam mit den genannten Erfahrungen in der Baseler Missionsanstalt – in die Nähe der Erweckungsbewegung brachte.

Dazu kommt ein Weiteres: Hengstenberg war nach Basel gekommen, um seine theologische Bildung voranzubringen. Naturgemäß studierte er deshalb eifriger als zuvor die Bibel. Die Beschäftigung mit den Schriften Neanders und Tholucks halfen ihm nun aber auch, die Wahrheit der heiligen Schrift neu zu entdecken, nämlich als eine Wahrheit, die sich in der Erfahrung bestätigt. Von Hengstenbergs neu gewonnenen Schrifteinsichten legt eine Quelle ganz besonderer Art Zeugnis ab. Aus seiner Baseler Zeit hat sich ein Heft mit Notizen erhalten, das bisher von der Forschung unbeachtet geblieben ist.<sup>78</sup> Außer Gelegenheitsexzerpten aus verschiedenen theologischen und orientalistischen Fachbüchern enthält es ein längeres zusammenhängendes Stück, das sich deutlich von den Exzerpten abhebt.<sup>79</sup> Überschriften ist es mit dem Titel „Neander Anthropologie und Christologie [sic!]“. Es bietet jedoch kein Exzerpt einer Schrift Neanders, sondern eine kurzgefaßte Darstellung der neutestamentlichen Anthropologie und Christologie, die – wie sich aus dem Vergleich mit etwas späteren Äußerungen Hengstenbergs ergibt – offensichtlich von ihm selbst stammt.

Daß es sich im Unterschied zu den übrigen Eintragungen aus der Baseler Zeit um kein Exzerpt handelt, ergibt sich schon an der äußeren Form: Während die Exzerpte in der Regel mit einigermaßen genauen bibliographischen Angaben versehen sind und größtenteils aus Stichworten und kürzeren Gedanken bestehen, handelt es sich bei dem vorliegenden Stück um eine zusammenhängende Abhandlung ohne jegliche Verweise auf Literatur. Zwar enthält der zweifellos von Hengstenbergs Hand stammende Text zahlreiche Kürzel und Abkürzungen, doch ist er aus einem Guß formuliert. Ein Rätsel stellt indes die Überschrift dar, denn es gibt kein Buch von Neander, das sich ausschließlich mit Anthropologie und Christologie beschäftigt oder gar einen solchen Titel getragen hätte. Man muß daher vermuten, daß sich Hengstenbergs Einsichten zur Anthropologie und Christologie in ihrer Grundausrichtung Neander verdanken, ohne von einem einzelnen Buch abhängig zu sein. Doch was könnte Hengstenberg gelesen haben, um zu seiner Darstellung angeregt worden zu sein? Zum Zeitpunkt, als er die Eintragungen vornahm – wahrscheinlich im Herbst 1823<sup>80</sup> –, lagen bereits mehrere Werke Neanders

<sup>78</sup> University of Chicago Library, SCRC, Ms 206.

<sup>79</sup> Ebd., f. 18r–28v.

<sup>80</sup> Auf die Eintragungen folgen ab f. 31r „Collectanea zu einer praktischen Darstellung der Auslegungsart des Origenes“; Hengstenberg berichtet im Okt. 1823 von Basel aus an seine Eltern: BACHMANN 1, 141: „Ich habe eine sehr weitausehende kirchenhistorische Arbeit begonnen, eine genetische Entwicklung der Auslegungsart des Origenes [...]“. Vor den

vor, die in Frage kommen. Zu denken wäre an Neanders Chrysostomusdarstellung (1821), an seine Darstellung des christlichen Lebens in den ersten drei Jahrhunderten in den ‚Denkwürdigkeiten‘ (1823) oder an das Vorwort zu seiner Edition von Augustins ‚Confessiones‘ (1823),<sup>81</sup> Vor allem letzteres, in dem sich Neander gegen das Spekulieren wendet und das Γνωθὶ σεαυτόν als besten und sichersten Weg für die religiöse Erkenntnis, zumal die des Christen tums empfiehlt, bietet Anklänge an Hengstenbergs Aufzeichnungen.<sup>82</sup> Darüber hinaus könnte Hengstenberg das von Neander verfaßte Einladungsprogramm zur Jahresfeier der Bibelgesellschaft von 1816 in die Hände gefallen sein, worin dieser auf die Bedeutung der Schrift für die Selbsterkenntnis eingeht.<sup>83</sup> Von Neanders ‚Chrysostomus‘ war Hengstenberg, wie erwähnt, tief beeindruckt,<sup>84</sup> jedoch bietet das Buch keine speziellen Ausführungen zur Anthropologie oder Christologie. Es waren sehr wahrscheinlich Themen, die sich in Neanders Publikationen immer wieder finden – die Notwendigkeit der Selbsterkenntnis für die wahre Frömmigkeit, die Abwehr von Spekulation und die christliche Demut als Überwindung des menschlichen Stolzes –, die auf Hengstenberg anregend wirkten und ihn dazu veranlaßten, seine Überlegungen mit dem Namen Neanders zu verbinden.

Hengstenbergs Ausführungen bestehen aus einer Einleitung und zwei Teilen, die den neutestamentlichen Befund darstellen, einem ersten über die Anthropologie und einem zweiten über die Christologie. In beiden Teilen werden zahlreiche Bibelverse auf griechisch aufgelistet. Kleine Einleitungen, Überleitungen oder auch etwas ausführlichere Kommentare rahmen das Netz von Belegstellen. Zentral ist die Einleitung, die von der Wichtigkeit der beiden Lehren handelt und dazu notiert:

„An ihnen zeigt sich das Eigenthum des Christenthums. Von dieser Seite läßt sich am leichtesten die innere Wahrheit des Christenthums erkennen, weil jeder Mensch hier durch unbefangene Beobachtung seiner Natur prüfen und erkennen kann. Die Erkennt-

---

Eintragungen (f. 17v) findet sich ein Exzerpt aus C. KLAIBER, Die Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung, Tübingen 1823, die Vorrede dieses Werkes ist auf den April 1823 datiert (vgl. unten bei 2.3.4 den Exkurs zu Hengstenbergs Bibliothek).

<sup>81</sup> Die früheren Publikationen Neanders (vgl. dazu SCHNEIDER, Neander, 41 f.43 f.49 f.60) über die Gnosis (Heidelberg 1811; Berlin 1818), ‚Über den Kaiser Julian und seine Zeitalter‘ (Berlin 1812) und ‚Der heilige Bernhard und sein Zeitalter‘ (Berlin 1813) bieten keinerlei Anhaltspunkte für eine entsprechende Rezeption.

<sup>82</sup> Nicht das Spekulieren, „sed simplex illud et humile γνωθὶ σεαυτόν optima est atque tutissima via et ad omnis religionis tum in universum naturam, tum religionis potissimum Christianae indolem recte cognoscendam et ad sensus pietatis vere Christianae comparandos“ (NEANDER, Augustini confessionum libri, IV).

<sup>83</sup> Laut Neander führte die heilige Schrift „den durch Verbildung entarteten Menschen, der durch erkünstelte Bedürfnisse über die wahren Bedürfnisse seines Wesens sich getäuscht hatte[,] zuerst zur Selbsterkenntniß, ließ ihn bei göttlichem Lichte die übertünchten Gebrechen seiner innern Natur wahrnehmen und theilte ihm den Kindersinn des neuen Lebens mit, ohne den, nach dem Ausspruch des Erlösers, kein Eingehen in das Reich der Reinheit und Heiligkeit, das Himmelreich, möglich ist“ (NEANDER, Gewichtvolle Aussprüche alter Kirchenlehrer [1816], 4f.).

<sup>84</sup> Vgl. oben bei Anm. 64.

niß dieser Lehren sichert einen festen Standpunct und bewahrt vor vielen Abwegen und Irrthum.“<sup>85</sup>

Demnach läßt sich die Wahrheit des Christentums, wie überhaupt jeder Religion, aus der Anthropologie erkennen. Denn „an und für sich“ könne es in der menschlichen Natur keine Lüge geben. Grundsätzlich müsse jeder Mensch an sich selbst seinen wahren Zustand wahrnehmen können, wenn er seine Verblendung überwinde und sich unbefangener Selbsterkenntnis öffne. Eine Religion, die den Menschen zur Selbsterkenntnis führe und ihm zudem einen Weg weise, wie er seiner eigentlichen Natur entsprechend leben könne, liefere „einen objectiven Beweis ihrer Wahrheit“ (18r)<sup>86</sup>. Die unbefangene Selbstbetrachtung des Menschen biete als Maßstab für die Plausibilität religiöser Rede vom Menschen „einen Prüfstein der Religion, den jeder selbst in sich hat“ (ebd.). Dem entspricht, daß der Mensch von göttlichen Dingen nie unabhängig von seiner Natur und unabhängig von seinem Verhältnis zu Gott reden sollte. Nur so werde Spekulation vermieden. Es gehe darum, wie der Mensch in seinem jetzigen Verhältnis zu Gott stehe und wie sich damit das Handeln Gottes verbinde.

Selbstverständlich sind diese einleitenden Überlegungen trotz ihrer allgemeinen Beziehung auf „die Religion“ im Blick auf das Christentum formuliert, denn das Christentum erfülle diese Bedingungen am besten. Es stelle Gott von Anfang an handelnd und in Beziehung auf den Menschen dar. „Es zeigt uns Gott als Schöpfer, Erlöser und Heiliger der Menschen.“ Es bringe treffend zum Ausdruck, daß die menschliche Natur der Erlösung bedürftig sei und wie sie durch die Erlösung werden soll, „quomodo ad gratiam accedat et quomodo sua gratia vivat“ (ebd.).

Die beiden folgenden Teile dienen der Beleuchtung der vorangestellten These: Der erste Teil (18r–22v) beschreibt die menschliche Natur nach dem NT, ihre ursprüngliche Gottverwandtheit und ihre Entfremdung von Gott. Der zweite Teil stellt die Erlösung und Neuschöpfung des Menschen durch Christus dar (22v–28v). Beide Teile haben das Ziel, als zutreffende Deutungen der menschlichen Lage auf die Wahrheit des Christentums hinzuweisen. Der Schwerpunkt im ersten Teil liegt auf der Erhellung des Zwiespaltes in der menschlichen Natur: Der Mensch erfährt in seinem sittlichen Streben den Unterschied „zwischen dem was er ist und dem was er seyn soll“ (18v). Das nicht erreichte Ideal verweist auf die von der Schrift bezeugte ursprüngliche Gottverwandtschaft des Menschen: „Der Mensch war bestimmt nach seiner geistigen und sittlichen Art, das Bild Gottes darzustellen“ (21v), das höchste Glück des Menschen sei die Gemeinschaft mit Gott, das größte Werk des geschaffenen

<sup>85</sup> University of Chicago Library, SCRC, Ms 206, f. 18r. Die folgenden Belege im Fließtext beziehen sich immer auf diese Handschrift, dabei werden die im Original zahlreichen abgekürzten Wörter stillschweigend ausgeschrieben.

<sup>86</sup> Im Original unterstrichen.

Geistes sei es, „das Organ der ihn beseelenden Gottheit zu seyn“ (ebd.). Gut könne der Mensch darum auch nur in Abhängigkeit von Gott als der einzigen Quelle des Guten sein. In der Abwendung von Gott habe damit alles Böse seinen Grund. Der Ursprung des Bösen liegt demnach im menschlichen Willen, der sich nicht von Gott beseelen lassen will. „Dieser Gegensatz gegen den göttlichen Willen macht das Wesen des Bösen aus“ (21r). Das Wesen des Bösen sei „die sich selbst vergötternde Selbstsucht“ (22v). Dabei ist die Möglichkeit der Abwendung des Willens von Gott als Teil seiner ursprünglichen Gottebenbildlichkeit verstanden, die es fordert, daß sich der Mensch frei und nicht gezwungen Gott unterstellt (21r).

Gut und Böse stehen sich also als absolute Gegensätze gegenüber: Zwischen Gottverwandtschaft und der Entfremdung von Gott, zwischen dem Leben aus der Quelle und der Selbstsucht gibt es kein Drittes: „Außer Gott nur das Böse“ (21v). Damit wird die Radikalität der Sünde betont. Doch auch bei dem von Gott entfremdeten Menschen bleibt die Anlage der Gottähnlichkeit. In der Erlösungslehre stellt sich daher die Frage, wie diese Anlage wieder Wirklichkeit wird. Die dargelegte Lehre vom Menschen weist dabei auf zwei zu vermeidende Abwege in der Soteriologie, nämlich daß man „entweder das Vorhandenseyn jenes böse Prinzips in der menschlichen Natur leugnet“ oder daß man „das unaustilgbare Bild Gottes in der menschlichen Natur nicht anerkennt“ (22r). Insbesondere die erste Ansicht wird zurückgewiesen, denn sie mache die Offenbarung überflüssig. Der geschichtliche Christus sei ihr nichts anderes „als die vollkommene Darstellung des in der menschlichen Natur liegenden Göttlichen“ (ebd.). Doch dabei werde das Ausmaß des menschlichen Verderbens sowie der Erlösungsbedürftigkeit unterschätzt. Sündenvergebung und einen Sieg über das Böse könne sich die Menschheit nicht selbst geben. Es müsse daher in der Entwicklung der Menschheit „ein objektives Moment“ geben, wo die Einheit des Göttlichen und Menschen dargestellt wird und wo das Gute, Gottähnliche wieder siegreich in die menschliche Natur eintritt (22r). Davon handelt das Neue Testament. Es zeigt dem Menschen die Mittel, „die wahre Würde zu erhalten und göttlichen Geschlechts zu werden“ (18v).

Im zweiten Teil wird Christus als der im AT verheißene Erlöser dargestellt. Dabei ist entscheidend, daß in Christi Leben und Lehre der Zwiespalt des Menschen – seine Entfremdung vom Guten – zunächst nur noch deutlicher hervortritt: „Und so fühlen wir uns dann, je mehr wir das Ideal der Heiligkeit betrachten, desto mehr von dem heiligen Gott entfremdet“ (25r). Gerade in Christus zeige sich Gott als der Gott der Liebe *und* der Heiligkeit. Daher bewirke er nicht durch seine Lehre, sondern durch sein Leben und Leiden die Erlösung, indem er die menschliche Natur zu ihrer verklärten, himmlischen Gestalt erhebe, woran der einzelne Mensch durch den Glauben Anteil bekomme. „In dieser neuen Schöpfung ist der Erlöser nun Alles, der Grund von Allem, sowohl in subjectiver als in objectiver Hinsicht, objectiv als Ursache der Sündenverge-

bung, subjectiv als Ursache der Heiligung.“ (25r) Eine solche Erlösung muß dem Menschen von außen zukommen, als „objective Tatsache“, „weil nur so der von Gott entfremdete Mensch ein festeres Vertrauen gewinnen kann“, sie stelle „aufs eindringlichste Gottes Heiligkeit und Liebe“ dar (25r).

Die Erlösung realisiert sich im Leben des Einzelnen durch den Glauben, denn der Glaube ist in der Lage, „das Böse im Menschen gerade an der Wurzel anzugreifen und vom innersten Grunde aus eine ganz neue Lebensrichtung bei dem Menschen hervorzubringen“ (25v). Der Grund alles Bösen im Menschen sei die Selbstsucht, der Glaube aber bestehe in Demut und Selbstverleugnung, indem er alle Erlösung und Heiligung bei Christus finde (25v). Dabei bezeichne der Begriff „Glaube“ ein Doppeltes: Zum einen das Vertrauen auf die Realität göttlicher Dinge im Unterschied zu dem, was der Anschauung zugänglich ist, im Sinne von Hebr 11,1; zum anderen aber im speziellen, paulinischen Sinne das Vertrauen, daß Gott den Sündern durch den Erlöser Vergebung verschafft hat (27r). Durch den Glauben komme der Mensch zudem in Gemeinschaft mit dem Erlöser. An die Stelle der Selbstsucht trete „ein neues göttliches Prinzip, das *πνεῦμα Χριστοῦ*“ (27v).

Hengstenbergs Erörterungen zur Anthropologie und Christologie bieten das früheste Zeugnis seiner theologischen Neuausrichtung. Deutlich zeigen sie den Einfluß erweckungstheologischen Denkens. Insbesondere die Betonung der Radikalität der Sündenverfallenheit und das Bemühen, die biblische Wahrheit an der menschlichen Selbsterfahrung zu erweisen, sind typische Züge. Ebenso sind die Konzentration auf die hamartiologisch bestimmte Anthropologie und die soteriologisch profilierte Christologie Kennzeichen der neuen Frömmigkeitsrichtung. Möglicherweise spiegelt sich in der Zweiteilung bereits Tholucks ‚Lehre von der Sünde und vom Versöhner‘ wieder, die im Frühjahr 1823 erschienen war und im Herbst bereits vielerorts gelesen wurde.<sup>87</sup> Allerdings handelt es sich bei den Ausführungen Hengstenbergs nicht um eine Zusammenfassung der Lehren Neanders oder Tholucks. Allein schon die Form gibt sie als Meditation über das Neue Testament zu erkennen. Sie zeigen, daß Hengstenberg durch die Lektüre erweckungstheologischer Schriften selbst eine neue Sichtweise des biblischen Zeugnisses gewonnen hatte. Er war übrigens überzeugt, daß es sich dabei um die Sichtweise der Reformatoren handle. 1825 schilderte er seinem erstaunten Vater seine Überzeugung von der Tiefe der menschlichen Sündenverfallenheit, wie sie sich während seines Aufenthaltes in Basel entwickelt habe: Die menschliche Natur müsse durch die göttliche Gnade aufs neue für das in ihr ursprünglich einwohnende göttliche Licht empfänglich gemacht werden und als empfangende von Gott leben. Das sei – so schließt Hengstenberg – „die Lehre meiner theuren Lehrer[,] Luthers, Calvins und Me-

<sup>87</sup> S. WITTE, Tholuck 1, 293 und 317–336 sowie unten 1.3.1.

lancthons und was noch mehr, es ist die Lehre unseres Herrn<sup>88</sup>. Genaugenommen müßte man, was die Aufzählung der Reformatoren angeht, die Reihenfolge umdrehen. Was sich in Hengstenbergs frühen Überlegungen spiegelt, sind nämlich neben den Einflüssen der Berliner Erweckungstheologen vor allem Gedanken Melancthons und Calvins<sup>89</sup>. Beide hat er in Basel nicht nur studiert, sondern auch empfohlen. Melancthons ‚Loci‘ und ‚Apologie‘ sowie Calvins ‚Institutio‘ böten, so schreibt er, „die Grundlagen, worauf das ganze spätere dogmatische Gebäude, freilich nicht mit Gold und Silber, sondern meist mit Stroh und Stoppeln, aufgeführt worden ist“.<sup>90</sup>

Daß die Eintragungen in Hengstenbergs Notizbuch sein theologisches Denken fortan kennzeichnen, erhellt daraus, daß sich wesentliche Aspekte auch in späteren Ausführungen wiederfinden: Dabei ist nicht nur die Rede von der tiefen Wirkung der Sünde und von der Heiligkeit Gottes zu nennen, sondern auch die Beschreibung des Bösen als der dem Willen Gottes widersprechende menschliche Wille sowie die Charakterisierung der Sünde als Selbstsucht und des Glaubens als Demut.<sup>91</sup> Mit der Auswertung der aus Hengstenbergs Baseler

<sup>88</sup> Hengstenberg an den Vater, 1. Pfingsttag 1825: BACHMANN 1, 231; vgl. ebd., 230f. die Ausführungen über die Sündenlehre: „Daß die menschliche Natur nur der Anregung bedürfe, kann ich nur in gewisser Hinsicht zugeben. Der erste Mensch besaß das ihm einwohnende Licht nicht als sein Eigentum sondern als freies Geschenk Gottes – nicht natura sondern gratia. Als er aus Gott heraustrat, wurde das Licht nicht verdunkelt, sondern ihm entzogen. Er behielt Nichts übrig, als was von der menschlichen Natur unzertrennlich ist, die Empfänglichkeit, es wieder zu erhalten. Selbst diese Empfänglichkeit ist bei uns, die wir ihm in Bezug auf Sündhaftigkeit und Irrtum ganz gleich sind, nicht eine thätige sondern eine ruhende. Soll sie zur Wirksamkeit kommen, so muß sie durch die göttliche Gnade geweckt oder angeregt werden. Aber diese angeregte Empfänglichkeit ist noch nichts Positives, ebenso wenig, wie das Fühlen des Hungers Sättigung; aber was sie nicht ist, das empfängt sie – Licht und Leben wird ihr von Oben, von dem Vater des Lichts.“

<sup>89</sup> Auch für Tholucks Sündentraktat ist Melancthon einflußreich, vgl. THOLUCK, Lehre, 113–117 und WITTE, Tholuck 1, 310; daneben spielt Calvins Werk eine wichtige Rolle für Tholucks Exegese, was sich nicht zuletzt daran zeigt, daß Tholuck in den 30er Jahren Calvins neutestamentliche Kommentare neu herausgab und damit die Reihe der Calvineditionen im 19. Jh. eröffnete (vgl. WITTE, Tholuck 2, 173 und FIELDS, Calvins Werke, 12).

<sup>90</sup> Hengstenberg an Keetmann, Basel 10. März 1824: BACHMANN 1, 162. Im selben Atemzug nennt er später auch die *Confessio Augustana*, vgl. dazu unten 3.3.1.

<sup>91</sup> Wiederholt werden die Lehren „von der Verderbtheit des Menschen und seiner natürlichen Unfähigkeit zu allem Guten, von der wahren Gottheit unsers Herrn und Heilandes, von der Seligkeit allein durch den Glauben an ihn und die Aneignung Seines heiligen Lebens und Seines versöhnenden Todes und was damit zusammenhängt“, wie hier im ersten Programmwurf für die EKZ vom 19. Mai 1827, als die „Grundwahrheiten der Evangelischen Lehre“ bezeichnet (BACHMANN 2, Anhang, 12); vgl. Hengstenberg an Therese, 16. Jan. 1828: BACHMANN 2, 16: „Ich führte ihn gleich auf die beiden Hauptpunkte, die Erkenntniß der Sünde und die Erfahrung der Gnade“. Von Demut und Selbstverleugnung als Kennzeichen des Glaubens ist ebenfalls in den Brautbriefen häufig die Rede, vgl. z.B. 6. Jan. 1828: BACHMANN 2, 148: „Ich hoffe nächstens einen Aufsatz über einen Gegenstand schreiben zu können, der mich schon seit längerer Zeit vielfach beschäftigt hat: ‚Das gebrochene Herz der Mittelpunkt des wahren Christentums und das einzige untrügliche Kennzeichen des wahren Christen‘: Auch da wird das Gefühl mich begleiten, wie weit das Leben noch hinter der

Zeit stammenden Handschrift fällt also nicht nur neues Licht auf die Genese von Hengstenbergs Denken, sie bietet auch einen eindrücklichen Beleg für die ältere Auffassung, derzufolge die Ursprünge von Hengstenbergs theologischer Ausrichtung in seiner Baseler Zeit zu suchen sind.

Hengstenbergs Baselaufenthalt läßt sich demnach folgendermaßen rekapitulieren: Als Hengstenberg nach Basel kam, brachte er keine profilierten theologischen Anschauungen mit, aber ein doch im großen und ganzen – auch durch das bisherige Studium nicht angetastetes – positives Verhältnis zum Christentum. Aufgewachsen im Pfarrhaus, hat er zweifellos die biblische Überlieferung von klein auf in sich aufgenommen. Darüber hinaus war er durch sein philologisches Studium im Umgang mit Texten geschult, und es stand ihm außer Zweifel, daß Theologie in erster Linie Umgang mit den Quellen, sprich: Exegese und Kirchengeschichte, bedeuten mußte.<sup>92</sup> Er ging jedoch mit anderen Erwartungen an das Studium der Texte, als er es bisher getan hatte. Durch die Erfahrung des Alleinseins in Basel und die Suche nach Orientierung, die wohl bereits am Ende des Bonner Studiums eingesetzt haben dürfte,<sup>93</sup> ging er mit persönlichen Fragen an die Lektüre und bevorzugte Bücher, die ihn in diesem Sinne anregten. Dabei wuchsen ihm besonders die Schriften von Neander und Tholuck ans Herz. Sie befriedigten ihm beides: die Suche nach profunder wissenschaftlicher Arbeit und die Suche nach Erbauung. Außerdem ließen sie ihn die Bibel mit neuen Augen sehen. Damit aber waren entscheidende Weichen für den weiteren Weg gestellt. Wenn Hengstenberg später verschiedentlich betont wird, er sei „auf die freieste und selbständigste Weise, durch Schrift und Erfahrung, ohne irgend eine menschliche Auctorität“ zum Glauben an die „einfachen Grundwahrheiten des Christenthums“ gelangt und erst danach habe er die Übereinstimmung seines Glaubens mit dem kirchlichen Lehrbegriff wahrgenommen,<sup>94</sup> dann trifft diese Aussage nur auf sein Verhältnis zur Lehre der

---

Erkenntniß zurückbleibt. Es ist mir besonders in der letzteren Zeit zur lebendigsten Anschauung geworden, wie alles einzelne Böse bei mir in dem Mangel an Gebrochenheit des Herzens seinen Grund und seine Wurzel hat [...]“. Zur Rolle des Willens vgl. unten 2.4.1.1.

<sup>92</sup> Bereits in seinem ‚Vitae Suae Curriculum‘: BACHMANN 1, 327, bezeichnet er die biblischen Texte, für deren Lektüre die philologische Bildung dringend erforderlich sei, als „jene erste und letzte Quelle der Theologie“ – „primum illud et ultimum theologiae fontem“.

<sup>93</sup> Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Pfingsten 1825: BACHMANN 1,108: „Meine ganze zu nehmende Richtung hat sich schon zu Ende des letzten Winters, den ich in Bonn zubrachte, entschieden. Dort hatte ich schon die Nichtigkeit der Philosophie erkannt und mich von ihren lästigen Fesseln befreit – ich sah schon ziemlich ein, daß das Streben, worin ich und die mit mir Verbundenen bisher befangen gewesen waren, ein zwar aus einer guten Quelle hervorgehendes, aber doch eitles und nichtiges sei – es fiel mir schwer aufs Herz, daß es Thorheit sei, die äußere Freiheit erringen zu wollen, ehe man zur inneren gelangt ist. Ich sehnte mich nach einer Ueberzeugung, die auf einen mehr objectiven Grund gebaut, wie die bisherige, mich von der unseligen Unruhe befreie und mir eine festere Haltung gewähre, und mit dieser Sehnsucht war auch die Ahnung ihrer Befriedigung verbunden.“

<sup>94</sup> HENGSTENBERG, Herr Dr. Steudel, EKZ 8 (1831), Sp. 397.

Kirche zu. Für die grundlegende Einsicht, daß sich die Schriftwahrheit an der menschlichen Selbsterfahrung aufweisen lasse, hat er jedenfalls entscheidende Anstöße von Neander und Tholuck erhalten. Beide dürften auch dazu beigetragen haben, daß Hengstenberg bereits in Basel den Entschluß faßte, sich in Berlin besonders historischen und exegetischen Studien zu widmen. Von der dogmatischen Theologie, insbesondere ihrer spekulativen Form, erwartete er in Berlin hingegen wenig, wie sein Urteil über Marheineke belegt: „Marheinecke ist ein äußerst unklarer Kopf, der sich selbst nicht versteht, und was ihn ganz unbrauchbar macht, ist, daß er die Hegelsche Philosophie auf die Theologie überträgt.“<sup>95</sup> Die Richtung war vorgezeichnet: Kirchengeschichte und Exegese, Neander und Tholuck sollten die ersten Anlaufstellen werden. Lange bevor Hengstenberg nach Berlin kam, nahm er Anteil an theologischen Entwicklungen in der preußischen Hauptstadt.<sup>96</sup>

## 1.2 Ankunft in Berlin: Universitätskarriere und Erweckungsbewegung

„Uebrigens ist es dem Ministerium genehm, daß Ihr Sohn sich demnächst bei der hiesigen theologischen Fakultät habilitiren will, und darf er bei seinem Vorhaben auf die Unterstützung des Ministerii hoffen“<sup>97</sup> – so die vielversprechende Auskunft des Ministers an Hengstenbergs Vater vor Abreise seines Sohnes nach Basel. Fristgerecht meldete sich der Sohn daher im Juni 1824 beim Minister, übersandte ihm ein Exemplar der soeben erschienen Übersetzung der aristotelischen Metaphysik, die er gemeinsam mit Brandis verfaßt hatte,<sup>98</sup> und teilte ihm seinen Wunsch mit, sich „bei der philosophischen Facultät in Berlin [zu] habilitiren“, „um später zu der theologischen Facultät überzugehen.“<sup>99</sup> Bereits

<sup>95</sup> In dem Brief an Keetmann, Basel 10. März 1824: BACHMANN 1, 161f. fährt er fort: „Seine Dogmatik ist ein sonderbares Gemisch aus dem theologischen Schulsystem und dieser Philosophie, die, an und für sich schon verworren, in seinem unklaren Kopfe noch verworrenere geworden ist. Ueberhaupt ist in Bezug auf die Dogmatik für Deine Bedürfnisse in Berlin schlecht gesorgt. Außer M. wird sie noch von Schleiermacher gelesen. Aber obgleich Schleiermacher sich selbst wol versteht, obgleich Alles was er giebt klar gedacht ist, so würdest Du doch, wenn Du aus seinen Vorträgen Nutzen ziehen wolltest, nothwendigerweise vorher seine Hauptwerke, die Dogmatik, die Reden über Religion u.s.w. genau durchstudieren müssen. Denn Schleiermachers Vorträge können nur dann gehörig benutzt werden, wenn man sie in ihrem ganzen Zusammenhange, in dem sie erst ihre Bedeutung gewinnen, einsehen kann. Das ist aber durch das bloße Anhören einer Vorlesung gar nicht möglich.“

<sup>96</sup> Vgl. auch Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Pfingsten 1825: BACHMANN 1, 170: „Als ich nach Berlin kam, war meine Ueberzeugung schon ebenso ausgebildet als sie jetzt ist; nur hat sie mehr Wärme und Leben gewonnen.“

<sup>97</sup> Ministerium an Pfr. Hengstenberg, Berlin 4. August 1823: s. oben Anm. 38.

<sup>98</sup> Aristoteles Metaphysik, übersetzt von E.W. Hengstenberg; mit Anmerkungen und erläuternden Abhandlungen von Ch.A. Brandis, Bonn 1824.

<sup>99</sup> Hengstenberg an Minister Altenstein, Basel 8. Juni 1824: GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1 (unpaginiert); vgl. BACHMANN 1, 147.

im November des Vorjahres hatte sich Hengstenberg für den Umweg über die philosophische Fakultät entschieden.<sup>100</sup> Der Grund war rein äußerlicher Art. Um sich an der theologischen Fakultät habilitieren zu können, mußte er zunächst das Lizentiatenexamen ablegen.<sup>101</sup> Bis dahin würde aber einige Zeit verstreichen, in der er weder lehren noch auf eine Unterstützung für seine Lehrtätigkeit hoffen konnte. Habilitierte er sich jedoch an der philosophischen Fakultät, würde er schon bald auch unterrichten und das Ministerium um finanzielle Hilfe bitten können. Der Umweg würde so zur Abkürzung, wie er dem Vater mitteilt:

„Ich werde mich an der philosophischen Facultät habilitieren müssen, weil ich nicht Licentiat der Theologie bin. Auch ist dies deswegen gut, weil in der Philosophischen Facultät die Beförderung schneller geht, wie in der theologischen.“<sup>102</sup>

Natürlich wollte Hengstenberg keine rein philologischen Vorlesungen halten. Über seinen Freund Keetmann, der inzwischen in Berlin studierte, ließ er daher bei Neander und Tholuck in Erfahrung bringen, ob man an der philosophischen Fakultät in Berlin Lehrveranstaltungen über das Alte Testament anbieten könne.<sup>103</sup> Sein Lehrer Freytag hatte das in Bonn regelmäßig getan. Die Antwort Neanders, von Keetmann übermittelt, war nicht ablehnend, jedoch solle er sich mit der theologischen Fakultät ins Benehmen setzen. Da Neander keinesfalls „einem trockenen Philologen die Behandlung des A.T. anvertrauen“ wollte, war er beruhigt zu erfahren, daß Hengstenberg bereits eifrig theologische Studien betrieben hatte. Auch von Tholuck übermittelte Keetmann einen herzlichen Willkommensgruß.<sup>104</sup>

Mit diesen Aussichten verließ der Doktor der Philosophie Basel und kam Anfang Oktober in Berlin an, wo er sein Quartier in der Taubenstraße 26 bezog – nur wenige Straßenzüge vom Universitätsgebäude ‚Unter den Linden‘ entfernt. Bereits am 22. Oktober wurde der Habilitationsakt mit einem öffentlichen Vortrag abgeschlossen.<sup>105</sup> Hengstenberg sprach „über die nahe Verwandtschaft der semitischen Völker in Bezug auf Sprache, Charakter, Religion und

<sup>100</sup> Brief aus Basel vom 23. Nov. 1823, der Empfänger bleibt bei Bachmann ungenannt: „Ich werde mich in Berlin im Anfang in der philosophischen Facultät habilitiren und im ersten halben Jahre ein Hebraicum, entweder Grammatik oder die Psalmen, und dann Syrisch und Arabisch lesen“ (BACHMANN 1, 142).

<sup>101</sup> Vgl. WISCHMEYER, *Theologiae Facultas*, 66f. Das Lizentiat entsprach dem Doktorgrad der anderen Fakultäten.

<sup>102</sup> Hengstenberg an seinen Vater, Basel 2. Juni 1824: BACHMANN 1, 146. Nur als Privatdozent konnte ihm das Ministerium eine Unterstützung unabhängig von der Zustimmung des Königs gewähren (vgl. BACHMANN 1, 202).

<sup>103</sup> Hengstenberg an Keetmann, Basel 8. Juni 1824: BACHMANN 1, 152.

<sup>104</sup> S. Keetmann an Hengstenberg, [Berlin]: BACHMANN 1, 153f. ohne Angabe des Datums.

<sup>105</sup> BACHMANN 1, 201.

Dichtkunst“ – ein um seines unverfänglichen Charakters willen gewähltes Thema.<sup>106</sup>

Damit war die erste Hürde genommen und der frisch gekürte Privatdozent konnte sogleich mit Vorlesungen beginnen. Von den Hörergeldern ließ sich freilich nicht leben, im Arabischkolleg hatte er zwei, im Syrischen drei Hörer – von weiteren Lehrveranstaltungen sah er mit Blick auf die Vorbereitungen für das theologische Lizentiatenexamen ab –,<sup>107</sup> doch eine außerordentliche Unterstützung durch das Ministerium in Höhe von 100 Talern schaffte eine, wenn auch nur kleine Erleichterung.<sup>108</sup>

Die Hoffnung, mit Neander und Tholuck in näheren Kontakt zu kommen, erfüllte sich ebenfalls. Bereits Anfang November wurde er von Neander zu seinen Sonntagabendversammlungen eingeladen.<sup>109</sup> Am 30. November meldete er dem Vater: „Ich besuche Tholuck ziemlich oft.“, und schon im Januar bemerkte er in einem Brief über denselben ganz beiläufig, daß er ihn „fast täglich sehe“.<sup>110</sup> Bei den beiden Bekanntschaften blieb es natürlich nicht, sondern durch ihre Vermittlung und weitere Kontakte erweiterte sich rasch sein Bekanntenkreis, und binnen weniger Wochen öffneten sich Hengstenberg die Kreise der Berliner Erweckungsbewegung.

Die Erweckungsbewegung, die Hengstenberg im Herbst 1824 in Berlin kennenlernte, hatte ihre große Sturm-und-Drang-Phase bereits hinter sich.<sup>111</sup> In

<sup>106</sup> Hengstenberg gibt diese Begründung explizit für die Wahl eines ähnlich gearteten Themas („über die Entwicklung der Arabischen Poesie“) für den Probenvortrag vor der Fakultät: „Ein solches rein gelehrtes Thema schien mir nothwendig, um bei Niemandem anzustoßen“ (Brief an den Vater, Basel 2. Juni 1824: BACHMANN 1, 147; vgl. 201).

<sup>107</sup> Hengstenberg an seinen Vater, Berlin Anfang Nov. 1824: BACHMANN 1, 201 f.

<sup>108</sup> Bereits am 23. Okt. richtete er als Privatdozent ein Gesuch an das Ministerium mit der Bitte um finanzielle Hilfe, da nur wenige Studierende das Hebräische, Syrische und Arabische besuchten und daher wenig Honorar zu erwarten sei. Der Minister wies am 1. Nov. die außerordentliche Remuneration an (GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1; vgl. BACHMANN 1, 206 f.). Das Gesuch ist das erste einer langen Kette von Bitten um materielle Unterstützung, die Hengstenberg in regelmäßigen Abständen an das Ministerium senden mußte. Bereits am 24. Nov. teilt er dem Minister mit, daß seine Einkünfte nicht ausreichten; die nächste Bittstellung datiert vom Febr. 1825 usw. (s. GStA PK, I. HA Rep. 76, Vf Litt. H. Nr. 1), Näheres dazu s. unten 4.1.

<sup>109</sup> „Am Sonnabende besuchte ich Neander und wurde von ihm, was mich außerordentlich freute, da ich ihn aus seinen Schriften so sehr lieb gewonnen hatte, mit großer Liebe aufgenommen und gleich auf den folgenden Abend eingeladen. Es war eine größere Gesellschaft da; ich saß neben ihm und wir sprachen den ganzen Abend mit einander. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, ihm recht nahe zu kommen.“ (Hengstenberg an den Vater, Berlin Anf. Nov. 1824: BACHMANN 1, 203); vgl. dazu auch unten Anm. 237.

<sup>110</sup> Hengstenberg an seinen Vater, Berlin 30. Nov. 1824 und 13. Jan. 1825: BACHMANN 1, 205 und 206.

<sup>111</sup> Zur Erweckungsbewegung in Berlin s. WENDLAND, *Erweckungsbewegung*; WENDLAND, *Erwachen*; ALTHAUSEN, *Gesellschaften*, bes. 8–45; einschlägig sind außerdem die Biographien von Beteiligten, s. neben BACHMANN 1, 178–195 z. B. auch MASER, *Kottwitz*; PETRICH, *Thadden*, 11 f. 14–20; WITTE, *Tholuck*; M. FUNK, *Elsner*; KULKE, *Dreger*. Aus ihrer eigenen Erinnerung berichtet Henriette Funk, die Tochter Samuel Elsners, in einem Brief an